1,60 DM / Band 177
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Melinas Mordgespenster

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Melinas Mordgespenster

John Sinclair Nr. 177

von Jason Dark

erschienen am 24.11.1981

Titelbild von Zeichner unbekannt

Sinclair Crew

Melinas Mordgespenster

Die eine schlimme Geschichte! Sie handelt von einer Rache, die in ihrem Schrecken kaum zu übertreffen ist und mit der Präzision eines Uhrwerks durchgeführt wird. Die Menschen einer kleinen Stadt geraten in den Sog der blutigen Ereignisse, und die Angst dringt wie ein schleichendes Gift in die Wohnungen.

Niemand hat den unheimlichen Mörder gesehen, doch jeder weiß, daß er da ist. Wen holt er sich als nächstes?

Der Alte Mann blieb lauschend stehen, beugte seinen Oberkörper vor und spürte die unsichtbare Hand, die seinen Rücken entlangstrich und dabei eine Gänsehaut hervorrief.

Er hatte ein Geräusch gehört.

Und zwar ein Geräusch, das nicht in die Stille der Nacht paßte. Kein sanftes Säuseln, wie der Wind es hervorrief, wenn er um das Gemäuer strich, nein, das waren Schritte gewesen, und dann hatte es einen Ton gegeben, als wäre irgend jemand gegen einen der aufgestellten Gegenstände gestoßen.

Jetzt ärgerte der Mann sich, daß er seinen Hund nicht dabei hatte.

Harro war krank, er lag in seiner Hütte und würde das Jahr wohl nicht mehr überleben. Er war auch schon sehr alt. Wie der Mann, der nachts das kleine Heimatmuseum bewachte, seit es vor zwei Monaten ungebetenen Besuch bekommen hatte.

Hatte wieder jemand eingebrochen?

Das Geräusch wies darauf hin, und der Nachtwächter wollte nachschauen, denn er hatte seine Angst überwunden. Er straffte sich.

Bestimmt waren es Jugendliche, die dem Heimatmuseum einen nächtlichen Besuch abstatteten, vielleicht wollten sie auch nur eine Mutprobe unternehmen. Wie dem auch sei, es war nicht gestattet.

Der alte Mann befand sich in dem größten Raum des kleinen Heimatmuseums. Es war der in der Mitte, wo die alten Geräte der Bauern standen. Damals wurden die Äcker noch mit Holzpflügen bearbeitet und mit den entsprechenden Eggen.

Die Pflüge, Eggen und auch andere Geräte waren ausgestellt. Oft wollten Touristen sehen, wie die Menschen früher gelebt und gearbeitet hatten und da…

Kichern!

Der Nachtwächter blieb abermals stehen. Dieses Geräusch hörte sich gar nicht nach einem Einbrecher an, es paßte nicht hierher und trieb wieder die Angst in dem Mann hoch.

Seit dem Tode seiner Frau hatte er keine solche Angst mehr gehabt, wie in diesen Augenblicken.

Wollte sich da jemand über ihn lustig machen? Das Geräusch war aus dem anderen Raum gekommen, der rechts neben dem großen lag. Dort war es schon tagsüber nicht sehr angenehm, denn in diesem Zimmer standen Folterinstrumente und auch Waffen, die früher verwendet wurden.

Sogar eine Guillotine befand sich dort. Dieses Henkerinstrument wurde von den Besuchern immer mit großen Schaudern betrachtet. Es bildete auch den Mittelpunkt des Raumes. Ansonsten hingen an den Wänden nur Ketten oder alte Lanzen und Hellebarden.

Der Nachtwächter faßte sich ein Herz und schlich soweit vor, bis er neben der Tür zum Nachbarraum stehenblieb.

Sie war verschlossen.
Wenn jemand eingestiegen war, dann durch das Fenster, denn wenn der Dieb auf normalem Wege gekommen wäre, dann hätte der Nachtwächter ihn sehen müssen.
Im anderen Raum blieb es ruhig. Der alte Mann hörte auch kein Geräusch, als er sein Ohr an das Holz legte und horchte.
War es doch eine Täuschung gewesen? Hatten ihm seine überreizten Nerven einen Streich gespielt?
Wenn ja, dann würde er es herausfinden, sobald er den Nebenraum betrat. Er warf noch einen Blick über die Schulter, wo an der gegenüberliegenden Wand die beiden Fenster lagen.
Am Himmel stand der Halbmond. Er sah aus wie eine gelbe Sichel.
Durch blasse Wolken wurde sein Licht gefiltert, so daß es irgendwie bläulich schimmerte, und da die Wolken sich bewegten, wirkte es auf den Nachtwächter so, als würden Geister ihren unheimlichen Reigen hoch am Himmel ausführen.
Er schüttelte sich.
Selten zuvor war ihm so beklommen zumute gewesen. Sein Herz schien eingeengt zu sein, als würden Hände es zusammenpressen, ja, das war die Angst.
Er erschrak selbst, als die Türklinke nach unten glitt. Unbewußt hatte er den Druck gegeben, nun mußte er auch den zweiten Teil des Weges gehen, die Tür war offen.
Er drückte sie noch weiter auf und trat über die Schwelle. Ein Fenster besaß der Raum. Durch die Scheibe fiel kein Mondlicht, entsprechend dunkel war es im Raum.
Und aus der Dunkelheit stieß ein düsterer Schatten in der Mitte des Raumes in die Höhe.
Die Guillotine!
Bewegte sich dort nicht etwas? War da nicht ein zuckender Schatten?
Er wischte sich über die Augen. Seine Nerven spielten ihm wieder einen Streich. Für diese Arbeit war er nicht geboren, und er nahm sich vor, sie an den Nagel zu hängen.
Kein Schatten nein. Beruhigt atmete er auf. Ging einen weiteren Schritt und hörte hinter sich das Pfeifen. Seine Nackenhaare stellten sich noch aufrecht, dann traf ihn der Hieb.
Wuchtig knallte der Schlag auf seine Mütze, die ihm einiges von der Härte nahm. Die Reaktion traf seinen Körper im Zeitlupentempo. Seine Knie begannen zu zittern, in den Waden schienen Bleigewichte zu hängen, vom Kopf her breiteten sich die Stiche aus, erfaßten den gesamten Körper, und er merkte, daß es ihm nicht mehr möglich war, sich auf den Beinen zu halten.
Er kippte nach vorn.
Der Boden, blank gescheuerte Holzdielen, raste auf ihn zu. Der

Aufprall.
Wuchtig, hart. Zwei Zähne splitterten, Blut strömte aus seiner Nase, er stöhnte.
Still blieb der Nachtwächter liegen. Er wünschte sich, bewußtlos zu werden, aber die Mütze hatte dem Schlag einiges von seiner ursprünglichen Wirkung genommen.
Etwas polterte zu Boden, rollte und blieb dicht vor den Augen des Mannes liegen.
Es war eine Eisenstange. Das konnte der Nachtwächter erkennen, weil sein Kopf auf der Seite lag.
Dann hörte er Schritte.
Sie entfernten sich nicht, sondern kamen auf ihn zu. Der Unbekannte hatte hinter der Tür, dicht an der Wand und damit im toten Winkel gelauert.
Neben dem Niedergeschlagenen verstummten sie. Der Mann hörte heftiges Atmen und dann ein Kinderlied.
»My Bonny is over the Ocean…«
Ein Schauer erfaßte den Mann. Er wußte nicht, ob es nun von einer Männer-oder Frauenstimme gesungen wurde. Sein Gehirn war zu vernebelt, aber er hörte die Melodie, und irgendwie erweckte sie auch in ihm eine Erinnerung.
Während er auf dem Boden lag, dachte er darüber nach. Was war das nur mit diesem Lied? Welche Bedeutung hatte es eigentlich gehabt? So sehr er auch grübelte, er kam nicht auf die Lösung. Und warum dachte er darüber nach? Das war doch Unsinn. Er hatte eigene Probleme, die sich kaum…
Hände packten ihn an. Er spürte genau ihren Druck, denn sie waren sehr kräftig. Die Finger tasteten über seine Schultern und griffen auch unter seine Achseln.
Sie hoben ihn hoch. Sein Oberkörper geriet in eine Schräglage, die Hacken seiner Schuhe schleiften über den Holzboden, als er fortgezerrt wurde.
Wohin?
Auf einmal schien dem Nachtwächter ein Eissplitter ins Herz zu fahren.
Die Guillotine. Mein Gott, dieser Unbekannte schleifte ihn direkt auf die Guillotine zu.
Wollte er tatsächlich…?
Der alte Mann spürte sein Herz. Es pumpte, das Blut rauschte in seinem Kopf, förderte die Schmerzen und machte ihn einfach stumm. Er konnte nichts sagen, dabei hätte er um Hilfe schreien wollen, aus seiner Kehle drang kein Laut.
Es gelang ihm auch nicht, klar zu sehen, vor seinen Augen verschwamm alles, zu groß war die Angst, die seine Nerven zu

vibrierenden Saiten machten.
»My Bonny is over the Ocean.«
Zum zweitenmal vernahm der Nachtwächter das alte Lied. Aber da lag sein Kopf schon in der Mulde. Die Mütze war ihm abgefallen, und der Mann starrte aus hervorquellenden Augen in den Korb unter ihm, der die Köpfe der Delinquenten auffing.
Jetzt hatte er keinen Zweifel mehr. Man wollte ihn vom Leben zum Tode befördern. Und dies auf eine grausame, schreckliche Art und Weise. Funktionierte sie noch?
Er wußte es nicht, aber manche Leute im Ort behaupteten, daß diese Guillotine völlig in Ordnung war.
Neben ihm bewegte sich etwas.
Sein Henker!
Das Lied war verstummt. Noch immer fühlte der Nachtwächter die Lähmung. Er wollte sich abstemmen, wegrollen, doch er besaß die Kraft nicht.
Zu hart war der Schlag gewesen, der ihn auf eine gewisse Art und Weise paralysiert hatte.
»Jetzt wirst du sterben!« hörte er die flüsternde Stimme. »Sie funktioniert…«
Nein, nicht! wollte der Alte schreien. Bitte nicht! Es blieb beim Vorsatz.
Wie zugeschnürt war die Kehle.
»Sie ist blank, sehr blank«, hörte er die Stimme. »Wie früher. Genauso…«
Und da wußte er plötzlich, wer sein Henker war. Seine Lippen formten den Namen, er wollte ihn aussprechen, hinausschreien, damit ihn jeder hörte, nicht einmal ein Stöhnen drang aus seinem Mund..
Dann sauste die Klinge nach unten.
Ein pfeifendes schleifendes Geräusch, ein dumpfer Schlag, der Kopf rollte in den Korb.
»Der erste«, sagte die Stimme. »Der erste, und weitere werden folgen. Alle müssen sie dran glauben…alle, die damals…« Der Rest ging in einem unverständlichen Gemurmel unter.
Schritte, die sich langsam entfernten. Und dann zum drittenmal das Lied.
»My Bonny is over the Ocean…« Die Melodie verwehte - der unheimliche Mörder ging…

***

Die frische Brise hatte den Dunst nicht vertrieben, sondern ihn nur verlagert. Wie eine dicke Schicht aus Watte lag er in den Tälern und würde erst gegen Morgen von den Sonnenstrahlen aufgelöst werden.
Die Southern-Uplands waren eben für ihren Nebel bekannt.

Außerdem gehörte Nebel zu Schottland wie die Milch zu Kaffee.

Die Einheimischen wußten es, Fremde, meist Touristen vom Festland auf Schottland-Trip, hatten oft Pech. Sie hingen regelrecht im Nebel fest und fanden meist den Weg nicht. Zudem waren die Straßen nicht gerade breit zu nennen. Sie schlängelten sich durch das wilde Bergland, manchmal mit ekligen Schlaglöchern übersät, die besonders in der Dunkelheit zu tückischen Fallen wurden, wenn die Lichtbahnen der Scheinwerfer über sie hinwegglitten.

Vic McGovern gehörte zu den Einheimischen. Er wohnte in Lauder, einem kleinen Ort inmitten der Uplands. Lauder zählte 5200 Einwohner und war ein verschlafenes Nest, in dem eigentlich kaum etwas Aufregendes passierte.

Deshalb fuhr Vic McGovern auch des Öfteren nach Coldstream. Diese Stadt lag dicht an der englischen »Grenze«, war größer und hatte vor allen Dingen das, was Vic in Lauder vermißte.

Amüsierschuppen.

Da rockte man in Discos und konnte auch hin und wieder ein wenig Stoff bekommen. Irgendwie besaß Coldstream schon einen großstädtischen Touch.

Und aufreißen konnte man da.

Die Girls waren nicht nur hübsch, sondern auch willig, was besonders zählte, denn Vic sah sich selbst als einen schottischen Casanova an. In seiner Heimatstadt hatte er mit fast allen Mädchen schon geschlafen, und jetzt pflegte er zu sagen: »Ein guter Hirsch muß sein Revier auch mal ausweiten…«

Das tat er.

Aber auch Hirsche haben mal Pech. So erging es Vic McGovern. Er hatte zwar in fremden Revieren wildern wollen, doch einige, sprich einheimische junge Männer, hinderten ihn sehr drastisch daran. Man schlug den Fremdling zusammen.

Mit dem Gesicht hatte er im Staub gelegen, und er hörte jetzt noch das höhnische Lachen der anderen, und auch die Mädchen hatten mitgemacht. Viele gönnten Vic, der ansonsten fast unverschämt gut aussah, die Niederlage. Er hatte die Girls zu sehr betrogen, und so etwas vergaß man eben nicht.

Jetzt befand sich Vic auf dem Heimweg. Notdürftig hatte er sich gesäubert. Auf der Kleidung jedoch waren noch immer Spuren zu sehen, aber das spielte keine so große Rolle. Bis auf einen grünblau schimmernden Fleck hatte wenigstens das Gesicht nichts abbekommen.

Vic trug das blonde Haar modisch geschnitten, föhnte es jeden Tag und sah deshalb aus wie ein Dressman aus dem Katalog einer Bekleidungsfirma.

Er hielt sich sowieso für den schönsten, da sein Vater zudem noch

Geld hatte, war es ihm auch vergönnt gewesen, lange genug die Schulbank zu drücken.

Jetzt hatte er die Schule hinter sich und überlegte, was er nun studieren sollte. Eigentlich konnte er sich nicht für ein Fach entscheiden, zudem hatte er keine Lust, in die Möbelfabrik seines Vaters einzusteigen, denn da mußte er ja arbeiten. Der alte McGovern mochte seinen Sohn sowieso nicht, denn für Faulenzer hatte er nichts übrig. Nur die Mutter hielt zu ihm. Sie steckte ihm auch die Scheine zu.

Noch ein paar Meilen, dann hatte Vic sein Ziel erreicht. Er steckte voller Wut. Das sollten die Kerle ihm büßen. Irgendwann würde er zurückkommen und ihnen es geben. Dann hatten sie nichts zu lachen, das schwor Vic jetzt schon.

Die Zigarette hing zwischen seinen Lippen. Lässig hockte er im Schalensitz, aus den beiden Lautsprechern im Innern des Wagens hämmerte heiße Musik, und die langen Lichtbahnen der Scheinwerfer versuchten vergebens, Streifen in die dicke Nebelsuppe zu schneiden.

Irgendwo verliefen sie sich, denn der Nebel war nicht so einfach zu besiegen. Er wogte und tanzte, führte einen wallenden Reigen innerhalb der Lichtstrahlen auf, wurde mal schwächer und nahm wenige Yards weiter an Stärke zu.

Wie gesagt, der Nebel war typisch für diese Gegend. Vic McGovern kannte ihn von klein auf, er fürchtete sich nicht davor und senkte kaum die Geschwindigkeit, denn er glaubte, die Strecke ausgezeichnet zu kennen.

Zudem würde ihm wohl kaum jemand entgegenkommen. Wenn ja, dann hatte der andere selbst Schuld.

Die Schlaglöcher schüttelten den MG durch. Als Reaktion zeigte der junge Mann ein verbissenes Grinsen. Sein gelber Schal leuchtete. Er trug dazu ein rotes Hemd und eine blaue Jacke, fertiggemacht für die Disco. Bis auf den Schal war alles schmutzig, den hatten ihm die anderen noch sauber gelassen.

Verdammtes Pack! dachte er. Dabei knirschte er mit den Zähnen, seine Wut steigerte sich, und er fuhr unwillkürlich schneller. Irgendwann würde er einige davon in die Finger kriegen, und dann konnten sie sich warm anziehen.

Wieder wurde der Wagen durchgeschüttelt. Zum Glück hielten die Gasdruckstoßdämpfer. Für Sekunden lichtete sich der Nebel. Das war die Stelle über dem Ort. Gleich würde sich die Straße senken und wieder in eine graue Wand hineinstoßen.

Das geschah auch.

Die Schwaden stiegen vom Bach hoch, der dicht an dem alten Friedhof vorbeiführte, über den sich die Alten seltsame Spukgeschichten erzählten, worüber der blondhaarige junge Mann

allerdings nur lachen konnte.

Er gab sich modern, war gewissermaßen »in« und tat Spuk oder Gespenstergeschichten nur mit einer Handbewegung ab.

Alles Kinderkram.

Der Wald auf der linken Seite war nur insofern zu sehen, als daß er sich innerhalb des Nebels als dunklere Wand abhob. Rechts standen die steinernen Begrenzungspfähle, die den Straßenrand markierten. Sie waren helle Schemen im Grau des Nebels.

An dem Mädchen wäre er fast vorbeigefahren.

Vic McGovern bemerkte die Kleine im letzten Augenblick. Sie ging rechts, schritt dicht am Hang entlang und hielt den Kopf gesenkt. Für wenige Augenblicke erfaßten die Scheinwerfer die Gestalt, bevor sie wieder verschwand.

Vic bremste.

Er hörte das Knirschen, als Steine unter den breiten Reifen weggeschleudert wurden, der Wagen wollte noch ausbrechen. Mit eiserner Hand hielt Vic ihn in der. Spur.

Er stand.

Ein Blick in den Innenspiegel.

Die Heckleuchten glühten dunkelrot. Sie schienen den wallenden Nebel hinter dem Fahrzeug mit Blut zu besprenkeln, und dann tauchte auch das Girl auf.

Es kam auf den Wagen zu.

Dabei ging es langsam und hielt den Kopf noch immer gesenkt, als würde es den Wagen überhaupt nicht wahrnehmen.

Vic grinste. Die kurze Zeitspanne hatte ihm ausgereicht, um zu erkennen, daß er die Kleine noch nie gesehen hatte. Wohnte sie vielleicht in Lauder, war sie eine Touristin, die mit ihren Eltern Urlaub machte?

Das wäre ja irre gewesen.

Vergessen war die Niederlage in der Grenzstadt, als Vic den Rückwärtsgang einlegte, das Steuer einschlug und dem Girl entgegenfuhr. Natürlich auch rasant.

Dicht neben dem Mädchen stoppte er.

Auch die Unbekannte hatte angehalten. Vic öffnete die linke Tür, wobei er sein bestes Lächeln aufsetzte. »He, schöne Unbekannte. Nachts ist es gefährlich, so allein über Schottlands Straßen zu wandern.«

Das Girl blieb stehen.

Da dies dicht neben dem Wagen geschah, konnte Vic McGovern die Kleine auch anschauen: Was er sah, war durchaus angetan, seinen Blutdruck ansteigen zu lassen.

Das Haar schimmerte rötlich braun. Es war zu Locken gedreht, fiel in Höhe des Halses nach innen und berührte dort die Haut. Die Figur

schien auch okay zu sein, denn unter dem Pullover zeichneten sich die Umrisse eines Busens ab, von dem Vics Blick wie magisch angezogen wurde. Das Gesicht war vielleicht etwas zu schmal, die Nase um eine Idee zu lang, dafür bildete der Mund einen lieblichen Schwung und ließ die Dreiecksform des Gesichts ein wenig zurücktreten.

»Du kannst mitfahren«, sagte Vic, als er auf die erste Bemerkung keine Antwort bekam.

»Nein.«

Vic gab sich noch längst nicht geschlagen, obwohl die Kleine eine negative Antwort gegeben hatte. »Ich tue dir schon nichts. Zudem wohne ich hier im Ort. Ich heiße Vic.«

»Ja…«

Sein Lächeln zerfaserte. »Du kennst mich?«

»Vielleicht?«

»Wo kommst du her?«

»Von weiter weg.«

Die Antwort hätte ich mir auch allein geben können, dachte Vic. Er ärgerte sich, daß er hier Zeit vertrödelte. »Also, was ist? Willst du mitfahren oder nicht?«

»Ich möchte zu Fuß gehen.«

»Mädchen, das ist doch unbequem.«

»Ich liebe es.« Sie hob den Arm und deutete nach rechts, wo auch der alte Friedhof lag. »Es gibt dort einen Weg, den nehme ich. Da komme ich ebenfalls nach Lauder.«

»Klar, aber du mußt über den Friedhof. Hast du da keine Angst?«

»Wovor?«

Jetzt griff Vic auf die alten Geschichten zurück, die ihm immer erzählt worden waren. »Da gibt es Geister und Gespenster. Auf dem Friedhof spukt es, ehrlich. Man sollte dort nicht allein hingehen, Mädchen.«

Das Girl lächelte. »Ich bin aber öfter dagewesen.«

»Das ist so eine Sache. Ich begleite dich lieber. Okay?«

»Wenn du willst…«

Damit hatte selbst Vic, der große Aufreißer, nicht gerechnet. Das lief ja besser, als er dachte. Vielleicht war der Abend doch noch nicht gelaufen.

Die Kleine war zwar nicht haargenau sein Typ, aber man konnte nicht alles haben.

»Klar, gehe ich mit. Warte, ich muß nur eben den Wagen zur Seite stellen, sonst ist er morgen Schrott.«

Sie nickte.

Vic McGovern hämmerte die Tür wieder zu und startete. Hinter der Kurve gab es einen schmalen Pfad, wo er seinen MG parken konnte.

Zwar mußte er den Hang hochfahren, doch das machte nichts. Der

Motor röhrte protestierend, als Vic Gas gab. Reifen wühlten das lockere Erdreich auf, schnitten Furchen hinein, schleuderten Gras und Dreck beiseite, und es dauerte seine Zeit, bis Vic so parkte, daß der MG kein Verkehrshindernis bildete. Er stand jetzt schräg am Hang. Vic stieg aus, schlug die Tür zu und schloß ab. Dann sprang er auf den Weg und lief dorthin zurück, wo er die Kleine zum ersten Mal gesehen hatte. Der Platz war leer!

Überrascht blieb Vic McGovern stehen und trat mit dem rechten Fuß auf. »Verdammt auch«, fluchte er und fühlte sich dabei genarrt. Die Kleine hatte ihn reingelegt.

Er drehte sich einmal im Kreis, doch von dem Mädchen war nichts zu sehen.

Wütend spie er aus. »He!« rief er, »wo steckst du? Mach kein Theater. Ich finde dich doch.« Bis dicht an den Straßenrand trat er und schaute in die Tiefe.

Da wallte nur der Nebel. In dicken Schlieren zog er durch das Tal und bedeckte auch den am Grund liegenden kleinen Friedhof.

Einen letzten Versuch unternahm Vic. »He, wo steckst du?«

»Hier.«

Er war überrascht, eine Antwort zu erhalten. Damit hatte er nämlich nicht mehr gerechnet. Er grinste. Die Kleine hatte ihn ganz schön genarrt. »Wo denn?«

»Ich bin schon vorgegangen. Du mußt hinunter kommen. Da gibt es einen Weg.«

Weg war übertrieben. Nicht einmal Pfad war der richtige Ausdruck.

Man mußte durch das Gras rutschen, das vom Nebel naß geworden war.

Aufgeweichte Erde gab wenig Standmöglichkeit, zudem verhinderten die Zweige sperriger Büsche ein rascheres Vorankommen, aber sie hatten auch ihre Vorteile. Vic konnte sich an ihnen festhalten. Die Gefahr eines Falls wurde reduziert.

Das Girl wartete dort, wo tatsächlich der Weg begann. Er sah ihre Gestalt.

Irgendwie unheimlich wirkte sie, denn vom Dunst wurde sie umflort.

Man konnte meinen, daß ihre Beine keinen Kontakt mehr mit dem Boden hatten.

Das Grinsen fiel bei Vic nicht mehr so locker aus, als er das Mädchen erreichte. »Du hast es aber eilig«, sagte er.

»Es ist auch schon spät.«

»Nee, früh.« Vic lachte. »Schließlich ist Mitternacht seit über einer Stunde vorbei.«

Sie nickte. »ich weiß.«

»Und wie heißt du?« wollte Vic wissen.

»Melina.«

»Toller Name. Ehrlich. Hört sich irgendwie exotisch an. Wie denn weiter?«

»Melina reicht doch.«

»Im Prinzip ja. Eine Melina habe ich noch nie kennengelernt. Klingt griechisch, wie?«

»Sicher.«

Vic legte seine Hand um ihre Schultern. Sie ließ es geschehen, worüber der junge Mann natürlich froh war. Die Kleine schien einem Abenteuer nicht abgeneigt zu sein.

»Meinen Namen kennst du ja«, meinte er, während sie weitergingen.

»Vic und Melina, hört sich gut an, wie?«

»Natürlich.«

Vic runzelte die Stirn. Obwohl sie ihm zugestimmt hatte, klang ihre Stimme doch flach. Als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders, nur nicht hier.

Eine seltsame Person, dachte der junge Mann. Er war fest entschlossen, sie näher zu durchleuchten.

Der Weg führte nicht in direkter Linie seinem Ende entgegen, sondern wand sich wie ein schmaler Wasserlauf durch sein Felsbett. Es war auch nicht völlig ruhig. Unten, wo der Friedhof lag, hörten beide das Rauschen des Bachs. Er führte momentan ziemlich viel Wasser, was auf die Regenfälle der letzten drei Tage zurückzuführen war. Da hatten sich die Wolken an den Berghängen festgesetzt und ausgeleert.

Vic drückte seine neueste Eroberung enger an. Sie ließ es geschehen, und die Hoffnung des jungen Mannes stieg, doch noch ein heißes Abenteuer zu erleben. Dazu hätte er gern den Wagen gehabt, aber er kannte in der näheren Umgebung so viele lauschige Plätzchen, daß er auf den MG verzichten konnte.

»Wo wohnst du eigentlich?« fragte er.

»In Lauder.«

»Da habe ich dich nie gesehen.«

»Ich war wenig raus.«

»Und wo lebst du genau?«

»Das wirst du schon noch sehen. Vielleicht«, fügte sie hinzu und lachte leise.

»Du machst es spannend.«

»Klar.«

Verflixt, dachte Vic. Mit der komme ich nicht richtig in die Reihe. Die ist so seltsam, das habe ich noch nie erlebt. Dabei kenne ich die Weiber. Er war so in Gedanken versunken, daß er eine Baumwurzel übersah und stolperte.

Plötzlich saß er auf seinem Hinterteil. Dabei schaute er ziemlich dumm aus der Wäsche. Melina lachte.

»Du kennst den Weg wohl doch nicht genau, wie?«

»Im Dunkeln bin ich ihn nie gegangen«, beschwerte sich Vic.
Melina hatte den Arm ausgestreckt. Vic erfaßte die Hand und ließ sich hochziehen. Dabei wunderte er sich, wie groß die Kraft des Mädchens war.
Vorsichtiger als zuvor gingen sie weiter. Da wuchsen erste Bäume, deren Zweige über ihre Gesichter streiften. Wasser tropfte auf ihre Köpfe, näßte die Haare, rann kühl über die Gesichter, und der Boden wurde noch weicher, ein Zeichen, daß sie sich im Tal und auch in der Nähe des Bachs befanden.
Er floß an der Südseite des alten Friedhofs vorbei. Wenn sie parallel zum Bach gingen, erreichten sie den Totenacker, den sie erst überqueren mußten, um danach ins Dorf zu gelangen.
Seltsam war es schon. Obwohl Vic über Gespenstergeschichten immer gelacht hatte, überkam ihn ein komisches Gefühl, als sie sich dem Friedhof näherten. Da standen die alten Bäume, die ebenfalls von Nebelschwaden umtanzt wurden und deshalb wie Geister aus einer anderen Welt wirkten.
Richtig unheimlich…
Auf dem feuchten Boden standen Pfützen. Das Wasser war noch nicht verdunstet. Melina und Vic gingen hindurch. Sie bekamen nasse Schuhe und Füße.
Vic hatte das Mädchen wieder an sich gepreßt. Er fühlte genau, daß sie keinen BH trug. Der Pullover endete dicht über dem Gürtel der schmalen Jeans.
Als Vic ihn am Rücken anhob und seine Finger auf die Haut legte, zuckte Melina zuerst zusammen, ließ sich die Berührung allerdings dann gefallen.
Auch als die Hand des jungen Mannes auf Wanderschaft ging, sagte sie nichts.
Vic lächelte still. Er hatte seine alte Überlegenheit wiedergefunden und schob die Hand höher. Sie glitt auch zur Seite, lag jetzt über der Hüfte und wollte noch weiterwandern, um die feste Brust des Mädchens zu umfassen.
Da löste sich Melina. »Dort ist der Friedhof«, sagte sie und blieb stehen.
Vic unterdrückte nur mühsam einen Fluch. Die kleine Hexe hatte ihn reingelegt. Erst scharfmachen und sich dann drücken. Warte nur, dachte er, dich kriege ich noch.
»Ja, da ist er.«
Das alte Gitter war längst abgerissen worden, so daß man den Friedhof als Teil der Landschaft bezeichnen konnte. Die meisten Gräber waren eingesunken. Unkraut wucherte auf den eingefallenen Gräbern.
Die Grabsteine steckten schief im Boden. Graugrün schimmerte der

Stein. Die eingemeißelte Schrift war längst nicht mehr zu lesen. Ein Beweis der Vergänglichkeit, wie alles im Leben vergänglich war.

»Ich bin gern hier«, sagte das Mädchen und drehte den Kopf, um Vic ins Gesicht zu schauen. »Du auch?«

»Schwer zu sagen. Mein Fall ist es nicht.«

»Hast du Angst?«

»Nein!« Die Antwort kam so schnell und klang auch zu überzogen, um echt zu sein.

»Dann können wir ja gehen.«

»Sicher. Und wohin?«

»Über den Friedhof, mein Lieber.«

»Klar.«

Melina ging vor. Der Nebel wallte heran, umschmeichelte ihre Gestalt, und abermals hatte Vic das Gefühl, die Beine des Mädchens würden den Boden gar nicht berühren.

Sie summte ein Lied vor sich hin, während sie hin und wieder mit ihren Händen die alten Grabsteine berührte, über denen Zweigwerk und Äste ein natürliches Dach gebildet hatten.

Der junge Mann folgte ihr langsamer. Es war ihm auf diesem Friedhof nicht geheuer. Öfter schaute er sich um, hörte es Rascheln und Schaben, dann schreckte ein Vogel hoch und flog mit klatschendem Flügelschlag dicht über seinen Kopf hinweg.

Nein, das war eine Atmosphäre, die ihm überhaupt nicht paßte.

»Wo bleibst du denn, Vic?« rief das Mädchen. »Willst du mich nicht mehr begleiten?«

»Klar, ich komme.«

Er ging schneller.

Melina hatte sich nach rechts gewandt. Der Blick auf sie wurde durch zwei alte Bäume und den wallenden Nebel versperrt. Vic mußte den Kopf einziehen, damit die Äste seine Haare nicht zerwühlten. Als er sich wieder aufrichtete, da sah er seine neueste Errungenschaft.

Im ersten Moment glaubte er zu träumen. Doch wer nur fünf Schritte von Melina entfernt stand und dessen Augen gut waren, der erlag keiner Täuschung.

Sie stand neben einem Sarg!

Der junge Mann schluckte. Es war ein unheimliches Bild.

Nebelschlieren umwehten das Mädchen, die eine Hand auf den Sargdeckel gelegt hatte und Vic entgegenschaute.

Sie lächelte dabei.

Irgendwie wirkte ihr Gesicht verzerrt, und das Lächeln kam Vic vor wie das Grinsen eines Teufels.

Am liebsten hätte er in diesen Augenblicken kehrtgemacht, doch sein Stolz ließ dies nicht zu. Und was bedeutete schon ein alter Sarg? Er war völlig normal, jeder mußte da einmal hinein, der eine früher, der

andere später.

»Komm doch näher«, lockte Melina. »Du stehst da, als wärst du angewachsen.«

Der Kragen wurde Vic eng. Er fuhr mit zwei Fingern hinein und fühlte den kalten Schweiß.

Hatte er Angst?

»Fürchtet der große Aufreißer sich etwa?« fragte das Mädchen und lächelte. »Das darfst du mir nicht antun, Vic. Ich habe dich immer für einen tollen Burschen gehalten, jetzt erlebe ich das Gegenteil…«

»Nein, nein, ich komme schon.« Er setzte sich tatsächlich in Bewegung und ging auf Melina zu.

Ruhig schaute sie ihm entgegen. Der junge Mann konnte dem Blick nicht standhalten, er schweifte ab, und Vic McGovern schaute mehr auf den Sarg.

Neu war er nicht, auch schmutzig, aber er zeigte noch keinen Verfall, schien völlig in Ordnung zu sein.

Als er stehenblieb, hob er die Schultern. »Was willst du eigentlich damit?«

»Mit dem Sarg?«

»Klar«, Ihre Stimmen klangen seltsam dumpf. Das Echo wurde vom Nebel verschluckt.

»Der ist nicht für mich.«

Vic lachte blechern auf. »Das habe ich auch nicht angenommen, ehrlich. Doch er erscheint mir doch als eine unpassende Sitzgelegenheit, findest du nicht auch?«

»Ja, das stimmt, Vic. Als eine Sitzgelegenheit ist er auch nicht gedacht.« Melina drehte sich halb zur Seite und wandte Vic ihr Profil zu.

Es schimmerte seltsam bleich. Dann begann sie zu singen. Leise, aber dennoch hörbar.

»My Bonny is over the Ocean…«

Vic zuckte zusammen. Dieses Lied paßte überhaupt nicht hierher.

Eine Gänsehaut strich über seinen Rücken. Die Atmosphäre kam ihm plötzlich noch unheimlicher vor. Der Nebel, die Bäume, das raschelnde, hohe Gras, bewegt vom Wind, die alten Grabsteine und dann das Lied.

Eine makabre Mischung.

Er räusperte sich.

Urplötzlich verstummte der Gesang. Melina drehte sich wieder um, schaute ihm ins Gesicht.

Kalt wirkten ihre Augen. Und erbarmungslos.

Vic McGovern trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Die Melodie geisterte noch in seinem Kopf nach. Da wurden Erinnerungsfetzen aus dem tiefen Dunkel des Vergessens wieder an die Oberfläche

geschwemmt.

My Bonny is over the Ocean wo hatte er dieses Lied schon mal gehört? Und in welchem Zusammenhang.

»Du willst doch wissen, für wen der Sarg ist, Vic?«

»Ja«, hörte er sich krächzen.

»Er ist für dich, mein Lieber. Für dich!«

***

Nein, das ist ein Traum!

Vic stand da, als wäre er angewachsen. Er hatte die Antwort gehört, weigerte sich jedoch, sie zu glauben.

Für dich, mein Lieber, hatte sie gesagt. Für dich. Die ist ja wahnsinnig, die ist nicht normal. Vic atmete tief durch. »Kleiner Scherz, wie?«

Melina schüttelte den Kopf. »Nein, mein lieber Vic. Das ist kein Scherz!« Sie stand auf. »Ich meine es ernst. Wirklich ernst!« Dann drehte sie sich wieder zur Seite, und Vic sah, daß der Deckel nur locker aufgelegt war, er ließ sich leicht hochheben.

Vic wollte in den Sarg schauen, doch Melina hatte sich so hingestellt, daß er nichts sehen konnte, weil sie die Öffnung mit ihrem Körper abdeckte. Sie bückte sich auch und streckte ihre Hand in den Sarg hinein.

Das war die Chance. Vic dachte nicht daran, noch länger mit dem Mädchen zusammenzubleiben. Er drehte sich auf dem Absatz um und floh.

»Vic!«

Der Ruf klang wie der Knall einer Peitsche. Unwillkürlich zuckte der junge Mann zusammen. Er blieb tatsächlich stehen, ein Phänomen, worüber er sich wunderte.

»Dreh dich um!«

Vic McGovern gehorchte.

Sie stand weiterhin neben dem Sarg. Die Hände hatte sie auf den Rücken gelegt, das Gesicht war zu einem häßlichen Lächeln verzogen.

Zudem schien es einen anderen Farbton angenommen zu haben. Es glühte in einem tiefen Rot, das sehr deutlich das Grau der Nebelschleier durchdrang.

»Vic, warum läufst du weg? Du wolltest doch mit mir zusammensein. Du warst so scharf darauf. Jetzt hast du die Chance und nützt sie nicht. Das verstehe, wer will, ich nicht, mein Lieber. Vic, Darling, komm her zu mir.«

McGovern schüttelte den Kopf. »Du willst nicht?«

»Geh zum Teufel!« zischte der junge Mann.

»Ach, was bist du doch für ein Narr. Vic. Wenn du nicht kommst, dann komme ich zu dir. Gib acht, mein Lieber. Es ist jetzt soweit. Ich

komme jetzt.«

Sie kam tatsächlich.

Schritt für Schritt näherte sich Melina dem wie erstarrt dastehenden jungen Mann, der nicht wußte, ob er wachte oder träumte. Dazu war alles zu sehr verschwommen, dieser Friedhof, die Dunkelheit, der Nebel, mit einem Wort Gefahr!

Und er konnte nicht weglaufen, der Anblick des Mädchens bannte ihn auf der Stelle. Der Boden unter ihm schien aus gierigen Händen zu bestehen, die ihn festhielten.

Wieder strich ein Vogel dicht über seinem Kopf hinweg. Es war ein großes Tier, ein Kauz. Er flog auf einen Baum zu, suchte sich dort einen starken Ast aus, flatterte noch einmal mit den Flügel und begann sein klagendes Lied.

Das Totenlied…

Wenn das Käuzchen schreit, stirbt jemand. Den Satz hatten die Alten oft genug gesagt. Bisher hatte der Vic darüber gelacht, nun sah er die Sache anders.

Er sollte das Opfer sein.

Zwei Schritte noch. »Nun, willst du nicht?« flüsterte Melina und kam noch näher. Fast berührte sie den jungen Mann.

»Nein!« schrie dieser, »du bist ja verrückt.« Auf einmal konnte er sich wieder bewegen, hob seine Arme und legte beide Hände auf die Schultern des Mädchens. »Du bist wahnsinnig, verschwinde, geh weg. Ich will dich nicht mehr sehen.«

»Dann muß ich dich zwingen«, sagte Melina hart. Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sie ihre Hände hinter dem Rücken hervor nahm. Der Blick des jungen Mannes fiel nach unten und auf die lange, schmale Messerklinge, die bläulich schimmerte.

»Neiinnnn!« schrie er und wollte weg.

Minna stach zu.

Vic McGovern krümmte sich. Er fiel nicht zu Boden, sondern blieb in gebückter Haltung stehen und preßte beide Hände auf die getroffene Stelle, wobei Blut zwischen seinen Fingern hervorsickerte. Aus seinem geöffneten Mund drang ein abgehacktes Stöhnen, und er sah das blutige Messer in der Hand des Mädchens.

Langsam fiel er nach vorn. Während er aufschlug, dachte er noch: Sie hat das Messer aus dem Sarg geholt, es war alles vorbereitet, sie…

Er konnte nicht mehr weiterdenken, weil der Schmerz zu groß wurde.

Laß mich sterben, dachte er. Ich will sterben, ich will nicht mehr leben.

Mein Gott, ich…

Melina bückte sich und packte den jungen Mann. Sie schleifte ihn auf den Sarg zu. Während die ersten Schatten des Todes bereits

herannahten, hörte Vic das leise Singen.
»My Bonny is over the Ocean…«
Das Lied. Verdammt, wo hatte er es denn gehört? Da gab es einen Zusammenhang.
»My Bonny is over the Sea…«
Die Schmerzen wurden stärker. Er merkte kaum, daß Melina ihn hochzerrte. Den Sarg hatte sie inzwischen erreicht. Nach wie vor war er offen.
Sie kippte den Körper.
Dumpf schlug Vic McGovern in die Totenkiste. Melina nahm den Deckel hoch und setzte ihn auf das Unterteil. Für einen Moment war Vic wieder klar. Er lag auf dem Rücken, konnte nach oben schauen und sah das blasse Gesicht des. Mädchens. Es war nicht mehr rot, sondern seltsam bleich.
Bleich wie die Hände, die den Sargdeckel umklammert hielten. Ein dumpfer Schlag, der Deckel saß fest.
»Ab in die Hölle!« lachte Melina und schraubte ihn zu.
Dann ging sie.
Die Mörderin verschmolz mit den Nebelschwaden, und zum letzten Mal wehte die Melodie über den alten Friedhof.
»My Bonny is over the Ocean…«

***

Der Kaffee schmeckt nicht, das Essen noch weniger, zudem herrschte Durchzug, und die Musik aus den Lautsprechern machte mich auch nicht eben an.
Trotzdem mußte ich eine Pause einlegen und etwas essen sowie trinken. Schließlich war ich von London aus quer durch England gefahren und hatte bereits die Grenze zum benachbarten Schottland überschritten.
Dicht dahinter befand sich dieser Schnellimbiß oder das Schnellrestaurant. Ich hatte mir einen gefüllten Pfannkuchen bestellt, der schon fast kalt war. Bei mir trieb es nur der Hunger rein, auch den Kaffee.
Allein saß ich an einem Tisch, und der stand in der Nähe des Fensters. Eigentlich hatte ich ja damit gerechnet, nach dem Wien-Abenteuer zwei Tage Pause zu haben, dem war nicht so. Ein Brief hatte Mich aufgeschreckt.
Er war geschrieben worden von einem gewissen Horace F. Sinclair, meinem Vater.
Jawohl, Freunde, Sie haben richtig gelesen. Mein Vater hatte mir einen Brief geschrieben. Bisher hatte er sich aus meinem Job völlig herausgehalten. Nachdem er, der Rechtsanwalt, London den Rücken zugekehrt hatten, waren meine Eltern wieder nach Schottland

gezogen.

In ihre alte Heimat, wo sie sich in einem Ort namens Lauder niedergelassen hatten.

Dort kannte man die Sinclairs, denn mein Vater war in Lauder geboren. Jetzt hatte er sich zwar zur Ruhe gesetzt, doch hin und wieder übernahm er einen Fall, so ganz konnte er die Gerichtssaal-Atmosphäre doch nicht missen. Zudem unterstützte er den Bürgermeister und den Stadtrat bei wichtigen Entscheidungen und war auch deren juristischer Berater, was dem Ort Lauder gut getan hatte, denn mein Vater hatte dafür gesorgt, daß so manche Einrichtungen, wie ein Jugendzentrum und eine Altenbegegnungsstätte erschaffen wurden. Das hatte ich aus Briefen erfahren, denn hin und wieder trafen welche ein.

Ich beantwortete sie immer unregelmäßig, denn ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich eigentlich nicht das geworden war, was mein Vater eigentlich wollte.

Anwalt.

Ich war zur Polizei gegangen und im Laufe der Jahre zu einem Spezialist für übersinnliche Fälle geworden, dem man den Spitznamen Geisterjäger gegeben hatte.

Hin und wieder rief ich meine Eltern an und erfuhr, daß es ihnen gut ging. Leider war ich durch meinen Job nicht dazu gekommen, ihnen einen Besuch abzustatten.

Das sollte sich heute ändern.

Wie ich zu meiner Schande gestehen muß, kam ich auch nicht aus freien Stücken, denn mein Besuch bei den alten Sinclairs hatte einen triftigen Grund.

Es war ein Brief meines Vaters gewesen, der mich aufgeschreckt hatte. Während ich eine Zigarette rauchte, nahm ich den Brief noch einmal hervor und las ihn durch.

Mein lieber John,

ich weiß, daß Du ein vielbeschäftigter Mann bist, und Deine Mutter und ich haben auch über Deine Erfolge oder Mißerfolge gehört. Wir waren obwohl räumlich getrennt eigentlich immer auf dem laufenden.

Soviel als Einleitung, damit Du meinen Wunsch verstehen kannst, den ich an Dich herantrage. Man hat in den letzten drei Tagen in unserem kleinen Ort Lauder zwei Tote gefunden. Einmal wurde der Nachtwächter unseres Heimatmuseums von einer Guillotine geköpft. Besucher haben ihn gefunden. Als nächstes Mordopfer fand man den Sohn des Holzfabrikanten McGovern. Seine Leiche lag in einem Sarg, der auf einem alten Friedhof stand.

Die Verantwortlichen hier im Dorf sind der Meinung, daß weitere Mordfälle folgen werden. Irgend jemand hat es anscheinend auf gewisse Personen abgesehen und tötet mit einer Brutalität, die erschreckend für uns

alle ist. Lieber John, falls es Deine Zeit zuläßt, möchte ich Dich bitten, nach Lauder zu kommen, damit Du uns mit Deiner Erfahrung zur Seite stehen kannst, um die Fälle zu lösen. Wenn Du keine Zeit hast, laß es mich bitte so rasch wie möglich wissen.

Es grüßen Dich sehr herzlich.

Daddy und Mum

So lautete der Brief. Natürlich hatte ich Zeit. Ich kannte meinen Vater.

Der schrieb nicht ohne Grund. Wenn er sich hinsetzte, mußte ihm das Wasser bis zum Halse stehen, dann hatte er auch Furcht. Nicht so sehr um sich, sondern um die anderen Bewohner des Dorfes. Er rechnete damit, daß diese beiden Morde nicht die letzten gewesen waren.

Entweder hatte mein Chef, Sir James Powell, gute Laune, oder er war wirklich ein so verständnisvoller Mensch, jedenfalls stimmte er sofort zu, als ich mit meinem Wunsch an ihn herantrat, nach Schottland zu reisen.

Er rechnete sogar damit, daß es ein Fall für mich sein könnte, denn wie die Menschen ermordet worden waren, das konnte man zumindest als ungewöhnlich bezeichnen. Normale Gangster nahmen eine Pistole oder Revolver und schossen. Hier jedoch hatte man einen Mann geköpft, und den zweiten fand man in einem verschlossenen Sarg auf einem alten Friedhof.

Sehr ungewöhnliche Fundorte, wie ich auch zugeben mußte. Ich drückte meine Zigarette in einem Aschenbecher aus, der auf einem Plastiktisch stand. Der Wischlappen einer Kellnerin hatte graue Streifen auf der Platte hinterlassen. Sauber war es hier nicht gerade, und das Personal lief mit Gesichtern herum, die genau zeigten, daß die Leute keine Lust hatten zu arbeiten.

Vielleicht lag es am Wetter. Für Anfang August war es verflixt mies. Es regnete zwar nicht, aber der Himmel war wolkenverhangen. Zudem konnte man die Sicht als trübe bezeichnen. Vor den Bergen schien eine milchige Wand zu stehen.

Die Menschen trugen schon wärmere Kleidung. Auch zahlreiche Touristen, die einen Trip durch Schottland machten, hatten sich der Witterung entsprechend angezogen.

Mein Wagen parkte so, daß ich ihn sehen konnte. Der Lack glänzte feucht. Daneben stand ein hochbepackter Opel Rekord. Die Familie hatte ihr Gepäck zumeist auf dem Dach verstaut.

Eine der Kellnerinnen passierte meinen Platz mit einem gefüllten Tablett. Ich winkte ihr zu, sie nickte und versprach, gleich vorbeizuschauen.

Aus dem gleich wurden fünf Minuten. Erst als eine Familie mit zwei Kindern meinen Tisch ansteuerte, addierte sie zusammen. Ich zahlte

den Betrag und gab kein Trinkgeld. Mit Kopfnicken grüßte ich die Familie und verließ das Restaurant.

Das kühle Wetter ließ mich frösteln. In Wien war es wärmer gewesen.

Klimatisch hatte ich mich noch nicht umgestellt. Ich schloß den Bentley auf, stieg ein und rangierte aus der Parklücke. Bis zu meinem Ziel war es nur ein Katzensprung. Die nächst größere Stadt hieß Coldstream, und von dort aus gab es dann eine direkte Verbindung nach Lauder. Ich fuhr nach Coldstream hinein und kaufte einen Strauß Blumen. Den war ich meiner Mutter schuldig, weil ich mich doch so selten bei den alten Herrschaften sehen ließ.

Auf der Karte hatte ich einen Schleichweg entdeckt, den ich nehmen wollte. Schottlands Straßen waren mir durch zahlreiche Aufenthalte in diesem Land bekannt, deshalb wunderte ich mich auch nicht über die Enge und die oft miserablen Zustände.

Der Weg führte in die Uplands.

Ich sah viel Wald, große Weideflächen und auch hohe Steinfelsen, auf denen kärgliches Gras wuchs. Hin und wieder schimmerte die Oberfläche eines Sees, und wenn ich mir die Landschaft so betrachtete, wurde ich unwillkürlich an Bruder Ignatius erinnert, der meine Silberkugeln herstellte und in einem einsamen Kloster hoch oben in den Bergen lebte. Allerdings weiter nördlich, wo die Winde noch schärfer und rauer waren.

Der Abt des Klosters war vor gar nicht allzu langer Zeit ermordet worden, als die vier Horror-Reiter den Hort des Friedens überfielen. [1]

Und fast hätte ich auch daran glauben müssen, doch mir war es im letzten Moment gelungen zu entkommen.

Noch acht Meilen waren es bis zu meinem Ziel. Ich konnte Schottland nicht als Heimat ansehen, denn als ich geboren wurde, lebten meine Eltern schon in London. Irgendwie freute ich mich darauf, sie wiederzusehen, viel zu lange hatten wir uns nicht gesehen, was bei mir jedenfalls auch einen Grund hatte. Ich lebte ziemlich gefährlich, und ich wollte die beiden nicht in die Fälle mit hineinziehen, denn Dr. Tod oder Asmodina hätten sich zu leicht an ihnen vergreifen können, was ich unter allen Umständen vermeiden wollte.

Je tiefer ich in die Berge hineinfuhr, um so mehr klarte es auf. Es war zwar noch dunstig, aber dahinter schimmerte schwach der runde Sonnenball.

Ich dachte an den Brief und die beiden Toten. Wer konnte so eine Tat begangen haben? Menschen? Dämonen? Eigentlich kamen beide in Frage. Ich hatte im Laufe meiner Arbeit Menschen kennengelernt, die oft ebenso schlimm waren wie Dämonen. Auch sie kannten nur den

Haß, die Vernichtung oder das Chaos.

Ich fuhr ziemlich langsam, denn größere Geschwindigkeiten ließ die Straße nicht zu. Sie schlängelte sich wie ein Wurm um die hohen Hügel herum. Einmal fiel das Gelände rechts von mir ab, dann, nach einer Kehre, wieder auf der linken Seite.

Da sah ich das Mädchen!

Es stand links von mir, auf einem Hügel. Der Wind spielte mit dem rotbraunen Haar, glitt darunter und hob die lockigen Strähnen an. Als das Mädchen meinen Wagen sah, machte es kehrt und ging davon.

Ich dachte mir nichts dabei und fuhr weiter. Den Hügel umrundete ich, mir kam ein Lieferwagen entgegen, und es wurde knapp. Bis hart an den Rand mußte ich, um vorbei zu können, denn der Lieferwagen hatte schon angehalten. Der Fahrer schaute aus dem Fenster mit stoischen Blick und verfolgte, wie ich den Bentley an seinem Fahrzeug vorbeimanövrierte.

Ich schaffte es und hatte danach Schweißperlen auf der Stirn.

Weiter.

Jetzt konnte ich ins Tal schauen. Da lag Lauder. Ein kleiner Ort, malerisch aus meiner Perspektive anzuschauen. Das Haus meiner Eltern befand sich nicht direkt im Ort, sondern stand am Hang. Aber erkennen konnte ich es nicht, zudem mußte ich mich zu sehr auf die Straße konzentrieren.

Was links und rechts von mir geschah, bekam ich nicht mit. Das war ein Fehler.

Urplötzlich hörte ich einen Knall, trat instinktiv auf die Bremse, und im nächsten Augenblick traf mich ein ungemein harter Schlag gegen die Schläfe.

Ich kann viel einstecken, das war zuviel. Die Wogen der Bewußtlosigkeit rollen an, und ich merkte, daß auch der Wagen weiterrutschte.

Nach rechts.

Auf den Abhang zu.

Ich wollte mich hochstemmen, aber ich fand einfach nicht die Kraft.

Riesengroß wurde die Gefahr eines Absturzes, und direkt vor dem Abhang, zwischen zwei Begrenzungssteinen kam der Bentley zum Stehen.

Das merkte ich nicht mehr. Ich war bereits nach vorn gefallen und lag mit dem Kopf auf dem Lenkradring…

***

Melina war blitzschnell verschwunden, nachdem sie den, silberfarbenen Bentley entdeckt hatte.

Er war also doch gekommen. Die Worte, die sie im Ort aufgeschnappt hatte, waren nicht gelogen gewesen.

Aus London sollte ein Polizist kommen.

Melina lachte, als sie daran dachte. Dieser Mann sollte sich wundern.

Er würde Lauder nicht lebend erreichen, dafür wollte sie Sorge tragen.

Sie hatte sich das Gelände genau angesehen. Während der Fahrer die Straße nehmen mußte, konnte sie die Abkürzungen gehen, die sie schneller zu ihrem Platz brachten, den sie sich schon vorher ausgesucht hatte.

Dort mußte er vorbei, und damit fuhr er genau in die Falle. Niemand sah Melina, als sie einen mit Gras und Klee bewachsenen Hang hinunterrutschte, über einen schmalen Bachlauf sprang und den großen Felsen erreichte, der ihr als Deckung dienen sollte.

Der Ort war gut gewählt.

Melina ging in die Hocke. Sie trug nicht mehr dieselbe Kleidung wie in der Mordnacht, sondern hatte sich eine derbe Jacke übergezogen, die bis über die Oberschenkel reichte. In der Innentasche der Jacke bewahrte sie den Gegenstand auf, mit dem sie so perfekt umgehen konnte.

Es war eine Gummifletsche.

Das Gummiband war nagelneu und in der Mitte durch eine Lederlasche verstärkt worden. Der Griff, in der Form eines Ypsilons, bestand aus besten Eichenholz, lag gut in der Hand und brach selbst bei starker Belastung nicht.

Spezielle Kieselsteine, nach denen sie lange gesucht hatte, drückten in ihrer rechten Jackentasche. Es waren ovale Kiesel, sehr hart und blank gewaschen. Sie schimmerten gelblich grau, und wenn sie abgeschossen wurden, besaßen sie fast die Wucht einer Pistolenkugel.

Melina holte einen Stein hervor und legte ihn in die Lasche. Es war der dickste Stein, und sie wollte mit dem ersten Schuß bereits voll treffen.

Mit der rechten Hand hielt sie den Griff fest, mit der linken spannte sie das Gummi.

Beides befand sich in einem erstklassigen Zustand. Diese Waffe war für sie Gold wert.

Der Bentley fuhr so leise, daß sie das Motorengeräusch kaum hörte.

Aber sie vernahm das Rollen der Reifen, wenn sie über den Straßenbelag fuhren.

Das gab typische Geräusche, die besonders in der herrschenden Stille auffielen.

Melina schaute um den Felsen.

Von ihrem Platz aus konnte sie sehr gut die Straße einsehen, sie war hier nicht kurvig, sondern führte ein kurzes Stück geradeaus weiter.

Schon schob sich die silberfarbene Schnauze des Wagens um die letzte Kurve.

Melina spannte ihre Fletsche. Ein Auge kniff sie zu, zielte genau und zog langsam das Gummi zurück. Soweit, daß es fast riß und mit größtmöglichster Geschwindigkeit den Stein aus der Lasche schleudern würde.

Sie ließ los.

Ein singendes Geräusch entstand. Es war noch nicht verklungen, als die Frontscheibe des Bentley bereits platzte. Sie konnte nicht mehr sehen, was geschah, das Spinnenmuster der Scheibe nahm ihr den Blick, aber sie bekam genau mit, wie der Wagen abgebremst wurde und noch ein Stück vorrutschte.

Genau auf die Straßenkante zu.

»Fall!« flüsterte sie. »Fall in die Tiefe. Ich gönne es dir. Du sollst verrecken!« In ihren Augen loderte es. Das Gesicht lief abermals rötlich an, und sie war enttäuscht, daß der schwere Bentley nicht in die Tiefe krachte, sondern mit beiden Vorderrädern dicht am Rand stehenblieb.

»Wenn es so nicht geht, dann eben anders«, flüsterte Melina. Dabei verließ sie die Deckung und lief die paar Yards zur Straße hinunter.

Während sie ging, zog sie unter ihrer Jacke das Messer hervor, mit dem sie vor drei Nächten einen jungen Mann namens Vic McGovern getötet hatte.

An der Klinge klebte noch sein Blut…

***

Es war ein verdammtes Gefühl.

Ich war nicht richtig bewußtlos, aber auch nicht voll bei Sinnen, sondern hing in einem Zwischenstadium, wobei ich äußere Eindrücke wahrnahm, sie aber nicht umsetzte und dementsprechend reagierte. Ich sah vor mir die Scheibe, auch das Lenkrad, aber beides verschwamm im Nebel.

Und ich spürte die Wunde an meiner Stirn. Blut lief daraus hervor und rann über mein Gesicht. Ein langer, klebriger Streifen, der über meine Wange lief, nachdem er zuvor das Auge passiert hatte. Es bereitete mir auch Mühe, klar zu denken, meine Aufnahmefähigkeit war einfach nicht gut genug. Die Gedanken, die ich zu ordnen versuchte, waren schwer wie Blei.

Verdammt, was war nur passiert? Hatte jemand auf mich geschossen?

Alles sprach dafür, doch ich hatte nicht den Klang einer Pistole oder eines Revolvers gehört.

Das mußte etwas anderes gewesen sein. Vielleicht ein Stein oder irgendwas in der Richtung.

Ich atmete schwer, nur mühsam waren die Gedanken zu ordnen, doch irgendwie bekam ich mit, wie die Seitenscheibe von einem

Schatten verdunkelt wurde.
Kam der heimtückische Bursche jetzt, um sich zu überzeugen, daß ich ausgeschaltet war?
Ein Ruck an der Fahrertür. Sie war natürlich nicht verschlossen. Der andere hatte keine Mühe, sie zu öffnen.
Frische Luft strömte in den Wagen und wirbelte winzige Splitter hoch.
Eine Hand umfaßte meine Schulter und zog mich zurück. Mit dem Rücken fiel ich wieder in den Sitz.
Einen Augenblick später hörte ich das Lachen. »Blut, er blutet!«
Lachen, Kichern. »Und bald wird er noch mehr bluten. Nein, tot ist er nicht. Ich werde ihn töten!«
Und dann hörte ich ein Lied. »My Bonny is over the Ocean…«
O verdammt, wenn es mir nur nicht so dreckig gehen würde. Da wollte mich jemand killen, und ich war hier wehrlos, hing angeschnallt in meinem Sitz und schaffte es kaum, den Kopf zu drehen.
Aber ich mußte ihn herumbekommen.
Um eine Idee drehte ich ihn nach rechts, so daß sich mein Blickfeld jetzt besserte.
Ich sah sie.
Es war das Mädchen, das auch schon oben auf der Hügelkuppe gestanden hatte und so schnell verschwunden war, als sie den Bentley bemerkte.
Jetzt war es wieder da.
Mit einem Messer.
Mein Gott, war das eine Klinge. Lang und auch mit Blutflecken versehen. Sie hielt das Messer in der Hand, hatte es aber noch nicht stoßbereit.
Mir blieben wirklich nur Sekunden, in denen ich etwas unternehmen konnte.
Fragte sich nur was?
Zeitlupenhaft wirkten meine Bewegungen, als die Finger die Taste des Sicherheitsgurts fanden. Es war nicht so einfach, den nötigen Druck auszuüben.
Schließlich rollte der Gurt hoch.
Dieses Geräusch erschreckte das Mädchen. Es zuckte zurück und riß dabei den Arm mit der Waffe hoch.
Ich tat das Beste, was ich in dieser Situation überhaupt unternehmen konnte. Ich warf mich nach rechts, bekam den inneren Türgriff zu fassen und rammte die Tür zu.
Damit hatte meine blutjunge Gegnerin nicht gerechnet. Sie schrie vor Wut.
Mein Finger fand den Knopf der Zentralverriegelung. Das war auch

nötig, denn die Rothaarige riß am Griff und wollte die Tür unbedingt aufbekommen.

Ich spürte wieder die Schmerzen. Die letzten Aktionen, so minimal sie auch gewesen waren, hatten mich echt gefordert. Die roten Kreise tanzten vor meinen Augen, und ein erneuter Schwächeanfall drohte mich zu packen.

Nur nicht aufgeben. Dieses Mädchen war gefährlich. Es hatte ein Messer und konnte damit umgehen.

Aber es zog sich zurück.

Etwa vier Schritte vom Wagen entfernt ging es in die Hocke und legte das Messer neben sich.

Was hatte es vor?

Ich sah die Rothaarige durch einen Schleier. Dabei wogte sie noch hin und her, da ich Schwierigkeiten mit dem Gleichgewichtssinn hatte. Sie holte etwas aus ihrer Tasche, und ich konnte nicht erkennen, was es war, richtete mich jedoch darauf ein, daß sie eine Waffe gezogen hatte.

Eine Schußwaffe!

Auch ich tastete nach der Beretta, obwohl es mir sehr schwerfiel, den Arm zu heben.

Ich war langsam, zu langsam, und in mein umnebeltes Gehirn drang die Vorstellung, ihr nur kein Ziel zu bieten. Das wäre mehr als schlecht gewesen.

Deshalb kippte ich auf den Beifahrersitz zu.

Genau im rechten Moment, denn mit einem satten Laut hieb etwas durch die Seitenscheibe.

Der Gegenstand pfiff über meinen Kopf hinweg, schlug auch noch gegen die andere Scheibe und hinterließ bei ihr ebenfalls ein Loch, um das sich bis an den Rand das Muster eines Spinnennetzes, ausbreitete.

Ich lag jetzt auf dem Rücken. Meine Hand war im Jackettauschnitt verschwunden, tastete sich weiter vor bis zur Hüfte, denn dort steckte die Beretta.

Dann sah ich den Schatten vor dem rechten Fahrerfenster. Das Mädchen war gekommen.

Es gab nicht auf, sondern wollte meinen Tod.

Und sie nahm das Messer.

Verschwommen sah ich ihre Bewegung. Vielleicht wirkten sie gerade deshalb so unheimlich und gespenstisch hinter der blinden Scheibe.

Das Mädchen war wie von Sinnen. Es hackte mit dem Messer zu. Ich vernahm die dumpfen Schläge, als die lange Klinge gegen die Scheibe hieb. Sie zerstörte das Fenster, erweiterte die Öffnung, die das Geschoß gerissen hatte und fegte die Splitter nach innen, wo sie auf dem Sitz liegenblieben.

Immer mehr Glasreste wurden nach innen gestoßen. Zwischen dem

Knirschen und Mahlen hörte ich das Keuchen des Mädchens. Sie stammelte dabei Worte und strengte sich ungemein an.

Dann sah ich ihr Gesicht.

Für wenige Augenblicke kam es mir wie eine teuflische Fratze vor. Die Augen lagen tief in den Höhlen, und sie schienen von innen heraus zu glühen.

Die Rothaarige war gefährlich. Sie hielt den rechten Arm halb erhoben, schaute am Griff des Messers vorbei und stierte mich an.

Mich und die Beretta.

Inzwischen hatte ich die Waffe ziehen können. Es war eine große Anstrengung gewesen, aber letzten Endes hatte ich es doch gepackt.

Die Beretta lag in meiner rechten Hand, ich mußte den Arm nur noch ein wenig anheben, um genau zu zielen.

»Laß es sein!« zischte sie.

Das Mädchen wollte wieder zuschlagen, doch in der Bewegung verharrte es.

Hatte meine Warnung gefruchtet?

Ja, meine Gegnerin tauchte weg. Sie duckte sich und war plötzlich verschwunden. Ich hörte ihre Schritte.

Floh sie?

Es ging mir nicht mehr so schlecht wie noch vor einigen Minuten. Den linken Arm streckte ich aus, und meine Finger umklammerten den Lenkradring.

An ihm zog ich mich hoch.

Steif war mein Körper und ich schrammte mit den Beinen über den Sitz, wo auch die Splitter lagen.

Dann öffnete ich die Tür.

Mit schußbereiter Waffe fiel ich nach draußen. Jawohl, Freunde, ich fiel, denn auf den Beinen halten konnte ich mich nicht mehr. Aber ich fing mich, so daß ich nicht lang auf's Gesicht knallte. Stolpernd und wankend überquerte ich die schmale Straße, bis ich an der gegenüberliegenden Seite gegen den Hang lief, der mich stoppte.

Schwer holte ich Atem, drehte mich um und blieb mit angeschlagener Pistole stehen.

Von dem Killer-Mädchen sah ich nichts mehr. Es hatte sich aus dem Staub gemacht.

Ein paarmal atmete ich tief durch. Hinter meiner Stirn pochte und hämmerte es. Als ich darüber fühlte, ertasteten die Fingerspitzen eine Beule und das klebrige Blut, das auch weiterhin über mein Gesicht rann.

Mit einem Taschentuch reinigte ich mir notdürftig die Stellen um die Augen herum.

Erst jetzt fiel mir auf, wie nahe der Bentley am Straßenrand stand.

Eine Handbreite weiter, und ich wäre samt Fahrzeug in die Tiefe

gerauscht.

So war ich noch nie in meinem Leben empfangen worden. Es mußte sich also herumgesprochen haben, daß ich mich im Anmarsch befand.

Und hatte ich tatsächlich schon die Mörderin der beiden Männer vor Augen gehabt?

Ich glaubte daran. Und auch, daß der Fall schon so gut wie gelöst war, denn es würde eine Kleinigkeit sein, sie in einem Ort wie Lauder zu finden.

Das dachte ich damals wirklich und ahnte nicht, wie sehr ich mich getäuscht hatte.

Dieses Mädchen sollte mir mehr Kopfzerbrechen bereiten als so mancher Dämon, das kann ich schon vorwegnehmen…

***

Normalerweise hätte ich nicht fahren dürfen. Mein Zustand war noch immer sehr labil, und die Straße führte weiterhin in die Tiefe. In sehr engen Kurven wand sie sich der Ortschaft entgegen.

Durch die zerstörten Scheiben pfiff der Wind. Er schleuderte letzte Glaskrümel in den Fahrgastraum. Zum Schutz meiner Augen hatte ich die Sonnenbrille aufgesetzt. Die größeren Splitter hatte ich aus der Fassung herausgeschlagen.

Im Verbandskasten befand sich alles, was ich für eine Verpflasterung brauchte. Zusätzlich hatte ich zwei Tabletten gegen Kopfschmerzen geschluckt, denn langlegen konnte ich mich nicht.

Mein Vater hatte also recht gehabt. In diesem Ort lauerte ein gefährlicher Killer.

Ein weiblicher.

Ich schüttelte den Kopf, als ich daran dachte. Kaum vorstellbar, daß ein so junges Mädchen Menschen auf grausame Art und Weise vom Leben in den Tod beförderte. Ich hätte das auch nicht geglaubt, doch nun hatte ich am eigenen Leibe erfahren, zu was es fähig war. Bestimmt hatte sie mit ihrem Messer schon mehrere Menschen getötet. Das Blut auf der Klinge redete eine deutliche Sprache.

Die Straße wurde breiter und mündete dann in die normale Verbindungsstraße zwischen Coldstream und Lauder. Ich konnte etwas aufdrehen, nahm den Fuß schnell wieder vom Gas, der hereinpfeifende Wind war unangenehm.

Das Wetter hatte sich nicht gebessert. Der Dunst war stärker gewesen, als die Sonne. Man konnte es auch nicht als kühl bezeichnen, es war eher feucht und schwül.

Ja, vor allen Dingen schwül. Und diese Schwüle drückte auch auf die Gemüter der Menschen.

Lauder lag im Tal.

Ein schönes Fleckchen Erde. Eingerahmt von sanften Hügeln und

hochsteigenden Berghängen. Sie waren mit dichten Wäldern bewachsen. Es gab Nadelhölzer und auch Laubbäume, ein gesunder Mischwald, der sich hier ausbreitete.

Ich sah die ersten Häuser. Im Landhausstil waren sie errichtet worden und lagen abseits des Wegs. Das schienen mir Wochendhäuser zu sein.

Und dann war ich überrascht von der Größe des Ortes. Das war kein Dorf mehr, sondern eine richtige kleine Stadt. Mit einer Geschäftsstraße, einem Einkaufszentrum, mehreren Kirchen und Schulen. Alles sah mir sehr neu aus. Wie ich wußte, wohnten meine Eltern nicht in dem neuen Teil. Sie hätten sich hier überhaupt nicht wohl gefühlt, sie liebten das Alte, Häuser, die eine Vergangenheit aufzuweisen hatten. Darin fühlten sie sich wohl.

Ich fragte mich durch.

Man schickte mich quer durch die Stadt. Meine Güte, war das eine Kurverei. Auf der Hauptstraße konnte ich nicht bleiben. Dicht vor dem Ortsende, wo an der Ecke die große Apotheke stand, mußte ich rechts ab und den Weg nehmen, der in die Berge führte. Es waren auch Straßen gebaut worden, allerdings schmaler als die Main Street und auch kurviger. Mein Wagen war bestaunt worden und wurde bestaunt. Wer fährt auch schon mit zerstörten Scheiben durch die Gegend?

Ich überquerte einen Bach, sah alte Häuser dicht am steinigen Ufer stehen, fuhr den Weg an Gärten vorbei, erreichte eine Kreuzung und mußte mich scharf links halten, wo die Gebäude langsam zurücktraten und der Wald fast bis an die rechte Straßenseite heranwuchs, während sich auf der anderen Seite Felder ausbreiteten.

Die Straße, ziemlich eng geworden, schlug einen Rechtsbogen, der Wald trat zurück, und dann sah ich das Haus, in dem meine Eltern lebten.

Ich fuhr noch langsamer, beugte mich etwas vor und peilte durch die Scheibe.

Es sah gut aus. Alt, aber gepflegt. Ein schottisches Landhaus, erbaut aus dicken Steinen, die Kälte als auch Wärme abhielten. Die Rahmen der zahlreichen Fenster glänzten hell. Blumenkästen standen auf den Bänken, und an den Mauern rankte dunkelgrün das Efeu hoch.

Der Platz vor dem Haus war ziemlich groß. Mehrere Bäume boten Schatten, und ich sah einen kleinen Morris, der hellblau angestrichen war und einen großen roten Punkt auf dem Dach hatte.

Ich rollte mit meinem Bentley an der Treppe vorbei und stoppte wenige Yards weiter.

Dann stieg ich aus.

Ein komisches Gefühl war es doch, zum ersten Mal nach langer Zeit meine Eltern wiederzusehen. Vater hatte öfter in London zu tun gehabt, aber dann war ich wieder nicht da gewesen, und so ging das

hin und her. Nun hatte uns ein dienstlicher Fall zusammengeführt.

Das Schlagen der Wagentür mußte wohl im Haus gehört worden sein, denn kaum hatte ich mich umgedreht und wollte zur Haustür gehen, als Mary Sinclair, meine Mutter, die Tür aufdrückte.

»John, mein Junge!« rief sie und erinnerte mich in diesem Moment an Sarah Goldwyn, denn die rief auch immer »mein Junge«.

»Mam!«

Wir flogen uns entgegen.

Meine Güte, war das eine Umarmung. Ja, wir hatten uns lange nicht mehr gesehen. Meine Mutter hatte Tränen in den Augen, sie freute sich wie ein kleines Kind, und auch ich spürte einen Druck in der Kehle.

Schließlich löste sie sich von mir, schaute mich an und wurde blaß.

»Was ist?« fragte ich. »Bist du gesund?«

»Ja, wieso nicht?«

»Das Pflaster auf deiner Stirn.«

»Ach so«, Ich winkte ab. »Da habe ich mich verletzt, Mum.«

Sie schüttelte den Kopf. »Junge, ich kenne dich lange genug. Schon früher habe ich bemerkt, wenn du lügen wolltest. Das ist bis heute geblieben…«

Ich lachte. »Schon gut, Mutter, aber wie du weißt, habe ich einen gefährlichen Beruf.«

»Leider, mein Junge, leider.« Ihre Stimme war leiser geworden. Sie machte sich Vorwürfe. »Aber jetzt gehen wir ins Haus«, sagte sie. »Vater wartet schon.«

»Okay.«

Meine Mutter hakte sich bei mir ein, und gemeinsam stiegen wir die Treppe hoch.

Ich war überrascht, wie gut sie sich gehalten hatte. Ihr Haar war grau geworden, doch eine moderne Frisur verlieh ihr einen gewissen Chic.

Wenig Falten zeigten sich in ihrem Gesicht. Sie hatte die gleichen Augen wie ich. Graublau, und ich ähnelte meiner Mutter mehr als Vater. Auch an Mund-und Kinnpartie sah man, wessen Sohn ich war, wenn wir neben einanderstanden.

Wir betraten die Diele und blieben stehen.

Ja, so hatte ich einen Teil der Möbel noch in Erinnerung. Die alte Standuhr, das Sideboard aus Mahagoni, und obwohl die Möbel alt waren und meist dunkel gebeizt, strahlte diese Diele eine gewisse Freundlichkeit und Helligkeit aus, was auch an den hellen Tapeten lag, die an den Wänden klebten.

Eine Treppe führte nach oben. Auf der zweitletzten Stufe stand mein Vater.

»Willkommen zu Hause, John!« sagte er.

Ich hatte ihn erst gar nicht gesehen. Jetzt drehte ich den Kopf und

schaute meinen Vater an.

Das war Horace F. Sinclair, wie er leibte und lebte. Noch immer hatte er eine Vorliebe für leicht karierte Anzüge aus bestem Tuch und auch für dezente Krawatten. Er trug eine sportliche Jacke, die an den Ärmeln mit Leder abgesetzt war. Aus der Reverstasche schauten die Stiele zweier Pfeifen. Auch sein Haar war grau geworden, doch es zeigte eine sehr hohe Dichte, so daß es wie ein Helm um seinen Kopf lag. Der Mund in dem braungebrannten Gesicht war zu einem Lächeln verzogen, in den Augen blitzte die Freude über das Wiedersehen.

»Dad, du alter Rechtsverdreher!« rief ich, lief auf ihn zu, und dann umarmten wir uns.

Auch er fragte mich nach meiner Verletzung, und ich benutzte eine Ausrede.

Mein Vater lächelte auf eine gewisse Art und Weise, die mir klarmachte, daß er mir die Notlüge ebenfalls nicht abnahm. Er legte mir seine Hand auf die Schulter und führte mich an den runden Tisch, der in einem Erker stand. Kleine, bequeme Sessel standen um den Tisch herum, und ich nahm Platz, wobei ich die Beine ausstreckte.

Kinder, das tat gut.

»Was möchtest du trinken?« fragte mich mein Vater, während Mutter neben mir stehengeblieben war und eine Hand auf meine Schulter gelegt hatte.

Ich hatte zwar zwei Tabletten geschluckt, aber einen kleinen Whisky konnte ich nehmen.

»Der Scotch ist sehr alt«, erklärte mein Vater und hob die Flasche hoch. »Dann gib mir einen kleinen.«

»Was ist los, John? Bist du unter die Antialkoholiker gegangen?«

»Nein, aber ich habe zwei Tabletten geschluckt.«

»Ah, so ist das.«

Ich nahm trotzdem einen kleinen Schluck. Meine Mutter trank nichts.

Das hatte sie schon früher nicht getan.

»Cheers«, sagte mein Vater und hob sein Glas. »Auf die Heimkehr des verlorenen Sohnes.«

Ich lachte. »So schlimm ist es ja auch nicht, Dad.«

»Aber fast.«

Ich stellte das Glas weg. Und schon unterstützte mich meine Mutter.

»Der Junge hatte eben wenig Zeit.«

Mein Vater zog die Stirn kraus. »Ich weiß nicht so recht, ob das stimmt. Du warst doch sicherlich öfter in Schottland. Deine Mutter hat sich so manche Nacht…«

»Ach, laß das doch.«

Ich senkte den Kopf. Klar, das man mir Vorwürfe machte. Zu recht, ich besaß auch kaum ein Argument, um sie zu entkräften. Und doch wollte ich eine Antwort geben.

»Sicher, Dad, ich war in Schottland. Sogar mehrere Male, aber ich habe dir auch von meinem Job geschrieben und wie gefährlich er ist. Ich wollte euch nicht mit hineinziehen, verstehst du? Meine Gegner sind Dämonen und finstere Mächte. Ich habe Dinge erlebt, Dad, wenn ich die erzählen würde, dann hieltest du mich für verrückt. Aber sie sind passiert. Ich bin mit dem Grauen konfrontiert worden. Und zwar in allen Varianten. Ich habe sogar Zeitreisen gemacht, bin in der Vergangenheit gelandet und habe dort Vampire getötet. Das mußt du dir mal vorstellen. Unwahrscheinlich. Dann bin ich durch sogenannte Dimensionstore in andere Welten gelangt, in Dämonenreiche, die nie eines Menschen Auge gesehen hat, sogar ins alte Atlantis hat es mich verschlagen, und ich habe den Untergang des Kontinents miterlebt.«

Meine Mutter hatte noch immer ihre Hand auf meiner Schulter liegen.

Als ich schräg hochschaute, sah ich ihr blasses Gesicht. Sie bemerkte meinen Blick und flüsterte: »Aber das ist ja schrecklich, John, mein Junge.«

»Laß nur, Mum, irgendwie gewöhnt man sich daran.«

Mein Vater nickte. »Ich weiß, John, denn man hat mich auf dem Laufenden gehalten.«

Jetzt war ich überrascht. »Wer?«

»Dein Chef, Sir James. Ich habe ihn oft angerufen. Mindestens zweimal im Monat.«

Das war wirklich ein Ding. »Davon wußte ich nichts, Dad.«

»Solltest du auch nicht, John.« Er nahm noch einen Schluck Whisky.

»Wir sind deine Eltern, du bist der einzige Sohn, und wir wollten informiert darüber sein, wie es dir geht. Verständlich?«

»Klar.«

»Und wie steht es mit einer Heirat?« fragte mich meine Mutter. »Alt genug bist du ja. Da gibt es doch eine gewisse Jane Collins, wie ich hörte.«

Ich lachte. »Ja, Jane ist in Ordnung, aber heiraten? Nein, ich bleibe lieber Junggeselle, die Ehe wäre eine zu große Fessel für mich.«

Mein Vater nickte.

Die Mutter sah das. »Grins nicht so, Horace. Ihr Männer seid alle gleich.«

Ich lachte und leerte mein Glas. Ein zweites lehnte ich ab, zündete mir dafür eine Zigarette an, und mein Vater stopfte sich eine Pfeife, während Mutter ebenfalls Platz nahm.

»Jetzt aber mal zu den eigentlichen Problemen«, sagte ich. »Deinen Brief habe ich bekommen, und mir scheint, daß hier einiges im argen liegt.«

Vater paffte blaugraue Wolken und nickte dazu. »Das stimmt, John. Hier liegt einiges im argen. Es hat zwei Tote gegeben, wie ich dir

schon erzählte. Den alten Nachtwächter und einen jungen Mann. Beide sind auf schreckliche Art und Weise umgekommen, und die Polizei hat keine Verbindung zwischen diesen beiden Mordfällen feststellen können. Es scheint die Tat eines Wahnsinnigen zu sein.«

»Möglicherweise.«

»Sicher, John. Für jedes Verbrechen gibt es ein Motiv. Nur haben wir keins gefunden.«

Von meinem Erlebnis hatte ich noch nicht gesprochen, bewußt nicht.

Deshalb fragte ich: »Habt ihr denn einen Verdacht?«

»Nein.«

»Ihr wißt also nicht, ob es ein Mann oder eine Frau gewesen ist?«

»Eine Frau?« flüsterte meine Mutter.

»Ja, Mum.«

»Aber John. Frauen begehen doch keine…«

»Das denkst du, Mary«, sagte mein Vater. »Ich war lange genug Anwalt und habe in menschlichem Schmutz herumwühlen müssen. Du glaubst gar nicht, was alles möglich ist.«

»Trotzdem, eine Frau…«

»Ihr denkt also an einen Wahnsinnigen«, nahm ich den Faden wieder auf.

»Genau, John. Wahnsinnig jedoch nur begrenzt. Kein Amokläufer, der um sich sticht oder schießt, sondern jemand, der sehr gezielt vorgeht.«

»Wer leitet denn die Ermittlungen?«

»Die Polizei hat sich erst einmal aus Lauder zurückgezogen. Wir haben hier sowieso keine Mordkommission, zudem habe ich erwähnt, daß ein Yard-Beamter eintrifft.«

»Du setzt viel Vertrauen in mich, Dad.«

»Das ist doch gerechtfertigt, oder?«

»Mal sehen.«

»John, stell dein Licht nicht unter den Scheffel. Gemeinsam packen wir es.«

»Du hältst dich heraus, Horace«, sagte meine Mutter sofort.

»Wieso?«

»Horace, du bist zu alt. Laß das den Jungen machen. Außerdem ist es mir gar nicht recht, daß John sich einmischt. Wenn ihm etwas passiert, würde ich mir für den Rest meines Lebens…«

»Mum.« Ich legte meine Hand auf ihren Arm. »Es ist mein Beruf, Verbrecher zu fangen. Und vielleicht geht mich dieser Fall sogar direkt etwas an. Denk mal nach. Diese Morde sind auf eine sehr ungewöhnliche Art und Weise ausgeführt worden, so daß man das Gefühl haben kann, hier spielen wirklich Kräfte mit, die wir momentan noch nicht begreifen.«

»Ja, aber so ganz paßte mir das nicht.«

»Laß gut sein Mary«, sagte mein Vater. »John wird schon wissen, was er zu tun hat.«

Ich nickte.

»Wir haben hier im Ort natürlich auch Polizeistationen. Zwei an der Zahl. Sergeant McDuff leitet sie. Wir sind gute Bekannte, und ich habe ihn gebeten, heute zu kommen. Es ist dir doch recht, John, er bringt nämlich die Protokolle mit.«

»Sicher, Dad, ich hätte dich sowieso danach gefragt.«

Mein Vater lächelte. »Das ist fast wie in alten Zeiten. Nur mußte ich da keine Mörder fangen, sondern oft welche verteidigen.«

»Dein Job wäre nichts für mich gewesen«, gab ich ehrlich zu.

»Das habe ich auch gemerkt.«

»Mir geht das Motiv nicht aus dem Kopf«, wechselte ich das Thema.

»Es muß doch etwas geben, das einen Menschen dazu veranlaßt, diese Morde zu begehen.«

»Tja, John, du glaubst nicht, wie lange wir schon überlegt haben. Die Toten hatten nichts gemeinsam. Der Nachtwächter, ein älterer Mann, der sich noch ein kleines Zubrot verdiente, dann dieser stadtbekannte junge Playboy, der sich wie der große Aufreißer fühlte und es auch wahr, wenn man seinen Worten glauben darf. Beide sind schrecklich gestorben, und jeder im Ort hat natürlich Angst, daß er als nächster an die Reihe kommt.«

»Weil jeder ein schlechtes Gewissen hat?« fragte ich.

»So darfst du das nicht sehen. Der tote Nachtwächter wird wohl kaum ein schlechtes Gewissen gehabt haben. Er hat in seinem Leben keiner Fliege etwas zuleide getan.«

Ich hob die Schultern und dachte an das rothaarige Mädchen. Ich würde meinen Vater danach fragen und hatte schon angesetzt, als oben eine Tür schlug.

Alle drei zuckten wir zusammen. »Habt ihr Besuch?«

Meine Mutter schüttelte den Kopf. »Nein, John. Das ist Mrs. Carrington, unsere Zugehfrau. Sie hat die oberen Zimmer und auch deines gesäubert.«

»Aha.«

Schritte erklangen auf der Treppe. Ich hörte zwei Personen heraus.

»Sie ist nicht allein?«

Mutter schüttelte den Kopf. »Ihre Tochter, sie ist 17 und hilft hin und wieder. Ein ruhiges bescheidenes Mädchen. Man kann es richtig lieb gewinnen. Earl Carrington ist vor einigen Jahren gestorben, die Rente ist schmal, und so haben wir die Frau eben eingestellt. Vater steckt ihr so manches zu.«

Wir saßen im Licht, die Treppe lag etwas im Halbdunkel, so daß ich die beiden Personen erst spät sah.

Zunächst Mrs. Carrington. Eine etwas verhärmt aussehende Frau, die

das braunrote Haar im Nacken zu einem Knoten gebunden hatte. Sie ging etwas gebeugt und nickte uns zu.

Die Tochter blieb für einen Moment stehen, während die Mutter weiterschritt.

Ich sah das Mädchen.

Fast traf mich der Schlag.

Es war genau die Person, die mich auf dem Weg hierher hatte umbringen wollen!

***

Wie ein Blitz war ich aus meinem Sessel und zog ebenso schnell die Beretta.

Meine Mutter schrie leise auf, mein Vater saß stumm da, während ich auf die beiden Carringtons zulief und die Tochter mit der Waffe bedrohte.

Sie zitterte vor Angst. Auch ihre Mutter wurde kalkblaß und atmete schneller. Sie hatte die Finger um den Handlauf des Geländers gekrallt und wußte nicht, was sie sagen wollte.

Ich ließ die Waffe sinken. Plötzlich kam ich mir lächerlich vor, als ich die beiden sah.

Dann stand mein Vater neben mir. »John, was ist los mit dir? Was hast du?«

Die Beretta verschwand wieder. Wie sollte ich meinen Eltern alles erklären? Im Moment nicht, so wandte ich mich an die Zugehfrau. »Sie sind Mrs. Carrington?«

»Ja…ja, Sir.«

»Und das ist Ihre Tochter?«

»Sicher, Sir.«

»Wie heißt sie?«

»Iris.«

»Ich bin John Sinclair«, erklärte ich. »Soweit ich gehört habe, hilft Iris Ihnen hin und wieder?«

»Das stimmt, Sir.«

»Und heute hat sie Ihnen auch geholfen?«

»Ja.«

»Von wann bis wann?«

Mrs. Carrington schaute an mir vorbei. »Wie lange waren wir denn hier, Mr. Sinclair?«

Mein Vater antwortete. »Zwei Stunden mindestens.«

Ich drehte mich um. »Stimmt das?«

»Wenn ich es sage. Was ist überhaupt los, John. Du reagierst so komisch, daß man Angst kriegen kann.«

Ich winkte ab. »Also zwei Stunden.«

»Ja.«

»Okay, Mrs. Carrington. Entschuldigen Sie mein Benehmen, aber Sie können jetzt gehen.«

»Danke, Sir.« Sie faßte ihre Tochter unter, überwand die restlichen Stufen und schritt mit dem Mädchen zur Tür.

Ich schaute den beiden nach. Verflixt, das war doch die Kleine, die mich hatte killen wollen. Der gleiche Gang, die Haare, das Gesicht, es gab keinen Zweifel sie war es.

An der Tür drehten sich Mutter und Tochter noch einmal um, bedachten mich mit einem letzten Blick.

Ich lächelte, doch es fiel hölzern und verkrampft aus. So ganz war ich nicht überzeugt…

Meine Eltern sagten kein Wort, auch ich schwieg. Erst als draußen ein Motor aufbrummte, unterbrach mein Vater das Schweigen. Seine Stimme klang etwas scharf, was verständlich war.

»Könntest du uns dein Benehmen jetzt endlich einmal erklären, John?«

»Natürlich.« Ich drehte mich um, ging zur Sitzgruppe und ließ mich in den Sessel fallen.

Meine Eltern blieben stehen. Die Mutter schaute zu Boden, der Vater hatte die Augenbrauen zusammengezogen und blickte mich fest an. Er wartete.

Ich enttäuschte ihn nicht und begann mit meinem Bericht. Schweigend hörten meine Eltern mir zu.

Zum Schluß fragte ich: »Wie hättest du in diesen Augenblicken reagiert?«

»Well, John, das ist schwer zu sagen. Zunächst einmal möchte ich mich bei dir entschuldigen.« Er hob die Hand, weil ich einen Einwand machen wollte. »Nein, nein, das muß sein. Und ich hätte auch nicht anders gehandelt, John, aber…« Er hob die Schultern. »Ich kann das nicht begreifen. Für mich ist das einfach zu fremd. Dieses Mädchen war in meinem Hause. Deine Mutter und ich sind die Zeugen, daran geht kein Weg vorbei.«

»Alles richtig, Dad. Ich werde mich hüten, an deinen Worten zu zweifeln. Zwei Stunden sind eine lange Zeit. Kann es nicht doch möglich gewesen sein, daß Iris zwischendurch mal verschwunden ist?«

»Nein.«

»Bist du dir da so sicher?«

»Ja, denn ich habe mich oben aufgehalten und die beiden sprechen hören. Zudem hat Iris auch in meinem Arbeitszimmer geputzt, und ich habe ihr von dir erzählt.«

»Hast du ihr gesagt, daß ich die Mordfälle aufklären soll?«

»Nein, wo denkst du hin?«

»War nur eine Frage, Dad.« Ich schüttelte den Kopf. »Dieser Fall wird uns noch Schwierigkeiten bereiten, davon bin ich fest überzeugt«,

erklärte ich.
»Ich kann mir trotzdem nicht vorstellen, daß ein Mädchen diese Verbrechen begangen hat«, sagte meine Mutter.
»Ja, es ist schwer zu glauben«, gab ich ihr recht. »Nur bin ich selbst angegriffen worden.« Ich räusperte mich. »Sie muß gewußt haben, daß ich gekommen bin, um den Fall aufzuklären. Das würde auch ihren Angriff erklären.«
»Also doch ein Motiv«, sagte mein Vater.
»Wie bei den anderen. Daran habe ich nie gezweifelt. Ich selbst habe mit den Mächten der Finsternis zu tun. Und auch Dämonen morden nicht nur aus Spaß an der Freude, wenn ich das einmal so leger sagen darf. Sie haben ebenfalls ein Motiv.«
»Wenn wir das finden, hätten wir den Fall gelöst«, meinte mein Vater.
»So gut wie.«
»Wir bekommen Besuch.« Mutter stand an einem der Fenster und schaute hinaus.
»Der Sergeant?« fragte mein Dad. »Ja.«
Vater schaute mich an. »Jetzt bin ich gespannt, John. Vielleicht finden wir nun dein berühmtes Motiv.«
Ich lächelte. »Wir wollen es zumindest hoffen…«

***

Die St. Patrick Church stand etwas abseits. Es war die älteste Kirche von Lauder. Die Menschen damals hatten sie dort gebaut, wo der Wald anfing, einiges an Land gerodet und gleichzeitig hinter der Kirche auf dem freien Platz den Friedhof angelegt. Vom Kirchhof aus hatte man einen Blick ins Tal, und bei klarem Wetter sah man auch die Höhenzüge im Süden.
Messen fanden nur Sonntags statt. Die Kirche, schon mehr eine Kapelle, diente dem stummen Gebet. Sie wurde hin und wieder von Menschen - meist älteren - besucht, die stille Stunden in dem kleinen Gotteshaus verbringen wollten.
Zudem hatte die Kirche keinen eigenen Pfarrer. Der Geistliche der Nachbargemeinde betreute die Kapelle mit, und er las auch am Sonntag einmal hier die Heilige Messe.
Trotzdem wohnte in dem kleinen Anbau jemand. Es war Mike Burger, der Küster. Er läutete nicht nur die Glocken, sondern kümmerte sich auch um den schriftlichen Kram. Er war mehr Büroangestellter als Gottesdiener. Wenn jemand eine Hochzeit vorbereiten wollte, kam er zu Burger, auch die Eltern, die ihr Kind taufen lassen wollten, fanden den Weg zu ihm. Bevor jemand auf dem Friedhof bestattet wurde, erledigte man beim Küster die schriftlichen Formalitäten.

Morgens und abends läutete er die Glocken. Einmal um sechs und beim zweitenmal um 18 Uhr.

Es war ein Rhythmus, an den sich Mike Burger gewöhnt hatte. Auch ohne Uhr hätte er gewußt, wann die Glocken zu läuten waren. Im Laufe der Zeit war ihm das in Fleisch und Blut übergegangen.

Um zehn Minuten vor 18 Uhr klappte Mike seine Akte zu, über die er gebrütet hatte und schob den Schreibtischstuhl zurück. Er stand auf, reckte sich. Das lange Sitzen hatte seine nicht mehr ganz so jungen Knochen doch müde gemacht.

Im nächsten Jahr wurde er 60. Eigentlich hätte er dann in Pension gehen können, doch Mike dachte nicht daran. Er wollte weiter arbeiten, nur für das Läuten der Glocken hätte er gern eine Hilfe gehabt. Die körperliche Kraft ließ langsam nach.

Mike Burger bewohnte zwei Zimmer in dem kleinen Anbau, wo sich auch die Sakristei befand. Das Arbeitszimmer, auch Büro genannt, lag extra.

Eine Tür führte von hier aus nach draußen. Mike Burger ließ die Schreibtischleuchte brennen, als er sein Büro verließ. Ein Zeichen, daß er bald zurück war, falls ein Besucher ihn sprechen wollte.

Die Kirche besaß einen nicht sehr hohen Turm, doch die Treppe dort war ziemlich steil. Zudem aus Holz gefertigt, das ruhig mal eine Restaurierung verdient hätte, aber dafür hatte die Gemeinde kein Geld.

Man konnte den Glockenturm von der Kirche aus betreten oder auch von außen. Der Küster entschloß sich für die Kirche. Dabei konnte er noch nachschauen, ob alles in Ordnung war.

Die Eingangstür der Kapelle knarrte wie immer, als sie aufgezogen wurde. Kühle empfing den Küster. Der Geruch von Weihrauch und Kerzen schwängerte die Luft.

In der letzten Reihe und ganz links saß eine Frau im Gebet vertieft.

Mike kannte sie. Vor wenigen Wochen erst hatte sie ihren Mann verloren. Sie selbst zählte ebenfalls 80 Lenze.

Auf Zehenspitzen bewegte sich Mike Burger voran. Er wollte die Frau nicht stören, das Glockengeläut würde sie schon früh genug aufschrecken.

Der kleine Altar lag im Halbdämmer. Burger brauchte nicht bis vorn hin, er ging an der Seite entlang, wo auch die Bilder des Kreuzwegs an den Wänden hingen, und öffnete eine schmale Holztür, die neben einer Nische lag, in der eine einsame Kerze ihr blasses Licht verstreute.

Der Küster schaute nicht in die Nische hinein, sondern stieg die alte Holztreppe hoch.

Die Stufen knarrten erbärmlich. Es hörte sich schlimm an, man konnte direkt Angst bekommen, daß die Treppe jeden Augenblick

zusammenkrachte.
Allen Unkenrufen zum Trotz hatten die die Jahre gehalten und sie würde auch weitere Jahre überstehen.
In vier Etappen führte sie hoch.
Licht gab es im Glockenturm nicht. Im Winter nahm der Küster Kerzen mit hoch, im Sommer fiel das Licht durch drei schmale Fenster. An diesem Abend konnte der Küster noch genug sehen, und als er sein Ziel erreichte, mußte er erst einmal verschnaufen.
Drei Minuten blieben ihm noch.
Ein paar Mal holte er tief Luft. Ja, die Anstrengung schaffte ihn, man war eben nicht mehr der Jüngste. Über dem Mann befand sich das stabile Dachgebälk. Dort hingen auch die beiden alten Glocken. Sie stammten aus dem letzten Jahrhundert und waren die Spende eines schottischen Edelmanns. Das Seil, das gleichzeitig beide Glocken in Bewegung setzte, endete etwa in Brusthöhe des Küsters.
Langsam hatte sich sein Atem beruhigt. Mike Burger rieb seine Hände mit einer Creme ein, damit sie griffiger waren und er das Seil besser packen konnte. Durch die drei offenen Fenster fuhr der Wind und wirbelte das noch immer dunkle Haar des Mannes hoch.
Jetzt war es soweit.
Der Küster umklammerte mit beiden Händen das Seil und zog kräftig.
Die erste Glocke schwang zur Seite. Sie stieß gegen den Klöppel, der wiederum vor die Innenwand schlug und seinen Gong über das Land warf.
Auch andere Kirchenglocken läuteten, und im Turm der Kapelle schwang die zweite Glocke mit.
Der Küster zog noch einige Male, damit die Glocken richtig in Schwung kamen und trat dann aufatmend zurück.
Jetzt läuteten sie erst einmal von allein weiter. Er ging vor bis zu einem Fenster und schaute hinaus.
Dieser Blick entschädigte ihn oft für den langen Aufstieg. Er glitt in den Talkessel hinunter, strich über die Dächer der Häuser und verlor sich in den Hügeln, wo bereits der allabendliche Dunst lag, abgesehen von wenigen Tagen im Jahr.
Eine friedliche Gegend.
Und doch hatte es zwei Morde gegeben. Die Nachricht verbreitete sich blitzschnell, jeder im Ort war entsetzt gewesen, und man suchte fieberhaft nach dem Mörder. Der Pfarrer hatte Mike Burger versprochen, in seiner nächsten Predigt auf die Morde einzugehen, und der Küster war gespannt, was der Geistliche dazu sagen würde.
Er drehte sich wieder um, weil er den beiden Glocken noch einmal Schwung verleihen wollte.
Da sah er das Mädchen.
Der Glockenklang hatte seine Schritte übertönt, als es die Treppe

hochgekommen war, und jetzt stand es da und schaute den Küster an.

Das rötliche Haar machte das Gesicht sehr schmal. Dafür wurden die Augen betont, sie schienen in einem düsteren Feuer zu glühen.

»Was willst du denn hier?« fragte der Küster. Er mußte schreien, damit ihn das Mädchen verstand.

Es gab keine Antwort, sondern lächelte nur.

Mike Burger deutete mit der rechten Zeigefingerspitze zu Boden. »Du kannst unten warten.«

Sie schüttelte den Kopf.

Burger hob die Schultern. »Gut, wie du willst. Wenn du mir zuschauen willst.« Ohne seine Besucherin aus den Augen zu lassen, zog er zweimal kräftig am Seil.

Abermals verstärkte sich das Läuten. Ein Ruf der Kirche schallte den Gläubigen entgegen.

Jetzt schwieg auch Mike Burger. Das Läuten war eben zu laut, er hätte schreien müssen. Allerdings fragte er sich, was die Kleine bei ihm wollte?

Er kannte sie. Mit ihrer Mutter wohnte sie nicht weit von der Kirche entfernt, praktisch zwischen dem neuen und dem alten Friedhof. Ihr Vater lebte nicht mehr. Er hatte als Holzfäller gearbeitet und war von einem fallenden Baum zerquetscht worden. Seit der Zeit lebte Mrs. Carrington mit ihrer Tochter allein.

Das Mädchen war immer sehr still gewesen, es machte einen sympathischen Eindruck und war keine Disco-Biene, wie andere in ihrem Alter. Auch die Mutter arbeitete fleißig, um die schmale Rente aufzubessern.

»Möchtest du mal läuten?« fragte Mike Burger.

Sie schüttelte den Kopf.

Der Küster wunderte sich. So schweigsam hatte er die Kleine nicht in Erinnerung gehabt. Stand da und sagte keinen Ton. Komisch, irgend etwas schien sie zu haben, ein Problem. Sicher, das war es bestimmt.

Darüber wollte sie bestimmt reden. Sie hatte gehört, daß der Küster auch manchmal ein regelrechter Seelendoktor war, zu dem viele Menschen hinkamen, weil sie ihn lange kannten und ihm vertrauten.

Manchmal mehr als dem Pfarrer, der noch relativ neu im Ort war. Erst 12 Jahre, doch bis die Schotten Vertrauen faßten, dauerte es.

Der Küster spürte das Unbehagen. Es war wie ein Hauch, der ihn streifte, über seine Haut glitt und dort einen Schauder erzeugte. Das Mädchen kam ihm seltsam fremd vor, zwar nicht vom Äußeren her, doch anders als sonst.

Um sie herum schien es eine Aura zu geben, die einfach nicht in die Kirche paßte.

Was hatte sie überhaupt vor?

Diese Frage war wichtig, allerdings traute der Küster sich nicht, sie

zu stellen. Etwas hielt ihn davon ab. Er selbst gab sich einen innerlichen Ruck, wollte lächeln, doch es zerfaserte, bevor es überhaupt seine Lippen erreicht hatte.

Das Mädchen warf einen Blick nach oben. Die beiden Glocken schwangen nicht mehr so stark hin und her, wie es zu Anfang der Fall gewesen war. Sie pendelten langsam aus.

Zwar hallten noch die Schläge, nur so leise, daß man wieder fast normal reden konnte.

»So«, sagte der Küster, »ich habe hier nichts mehr zu tun. Wir können nach unten gehen.«

»Nein!«

Mike Burger war sichtlich irritiert. »Was soll das bedeuten?«

»Wir bleiben.«

Jetzt wurde der Küster ärgerlich. »Bestimmst du das, Mädchen?«

»Ja.« Noch einmal schlug die Glocke an, und mit dem letzten Schlag zog die rothaarige kleine Hexe ihr Messer.

Pfeifend saugte der Küster die Luft ein. Er starrte auf die lange Klinge, die aus einem Holzgriff hervorstach. Ihre Spitze wies auf seinen Körper.

Das Mädchen kam vor. »Ich bestimme, wann wir hinuntergehen«, sagte es. »Ich ganz allein. Und ich habe mich entschlossen, dich zu töten, Küster. Du wirst als Leiche unten ankommen…« Sie lachte dunkel und rauh.

»Bist du verrückt? Hast du nicht alle Tassen im Schrank?« Mike Burger begriff noch immer nicht, was das Girl von ihm wollte. Er konnte nicht fassen, daß er sterben sollte.

Da spitzte die Rothaarige die Lippen. Sie pfiff eine Melodie. Erst nur kurz an, dann sang sie: »My Bonny ist over the Ocean…«

Mike Burger hörte die Worte. Sie hallten in seinem Gehirn regelrecht nach, und schlagartig kam ihm die Erkenntnis.

Natürlich, das Lied. Jetzt wußte er alles. Dieses Lied hatte seine Bedeutung, seine grausame Bedeutung, es war Schicksal und Lösung zur gleichen Zeit.

»Du bist…«

Die anderen Worte erstickten. Der rechte Arm seiner unheimlichen Besucherin stieß gedankenschnell nach vorn. Der Küster spürte einen heißen, brennenden Schmerz in der Brust und schmeckte in seinem Mund das Blut.

Er öffnete die Lippen, während er nach vorn wankte, wobei er auf das Mädchen zulief.

Nicht rechtzeitig genug glitt die Rothaarige zur Seite. Der Küster berührte sie noch, torkelte weiter, erreichte die Treppe und kippte die Stufen hinunter. Er überschlug sich mehrere Male, bevor er in der Treppenmitte liegenblieb und starb.

Die Mörderin aber stand auf der letzten Stufe, das Messer noch in der Hand haltend.

Auf ihrem Gesicht lag ein grausames Lächeln, und die Hände waren rot vom Blut des Opfers…

***

Sergeant McDuff!

Fehlte nur noch der Kilt, und der Bilderbuchschotte wäre perfekt gewesen.

Er war groß, hatte breite Schultern, sein Vollbart schimmerte rötlich, und der Mund bildete eine kleine Höhle. Als er mir die Hand reichte, hatte ich das Gefühl, meine Knochen würden brechen, so hart drückte er zu. Vor dem nächsten Händedruck würde ich die Knochen lieber nummerieren.

»Ha, der Mann aus London«, sagte McDuff. »Die wollen es den Dörflern mal zeigen, wie?«

»Kaum, ich bin mehr privat hier.«

McDuff wandte sich an meinen Vater. »Eine gute Einstellung hat der Junge, Horace. Man merkt, von wem er abstammt.« Er lachte dröhnend.

»Wie wäre es mit einem Schluck? Bin ja allein hier. Mein Kollege hockt draußen im Wagen.«

»Whisky?«

»Etwas anderes trinke ich nicht.« Sergeant Ian McDuff schüttelte sich.

»Stell dir mal vor, ich trinke Wasser. Davon bekommt man doch Läuse in den Bauch. Reicht schon, wenn ich sie auf dem Kopf habe.« Wieder lachte er und kraulte sich das rotbraune Haar. Dann nahm er das Glas entgegen, leerte es, verdrehte die Augen und leckte mit der Zunge über seine Lippen, um auch noch den letzten Tropfen zu schmecken. »So«, sagte er und stellte das Glas wieder weg. »Jetzt sind Seele und Körper im Gleichgewicht. Auf geht's.« Er rieb sich die Hände und ließ sich in einen Sessel fallen.

Meine Eltern lächelten, auch ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen.

Der Sergeant wandte sich mir zu. »Es ist zu vermuten, daß Sie die weite Reise aus London umsonst gemacht haben, John.«

»Wieso?«

»Nachdem die Schlaumeier von der Mordkommission verschwunden waren, haben wir uns intensiv um den Fall gekümmert und auch nichts herausbekommen. Das kann Ihr Vater bestätigen. Wir haben fast alle Einwohner befragt, aber da war nichts.«

»Da hatte ich mehr Glück.«

Der Sergeant riß seine kleine Augen so weit auf, daß sie mir wie Untertassen vorkamen. »Ach ja?«

Ich grinste. »Sicher. Auf dem Weg hierher wollte man mich umbringen.«
»Deshalb die zerstörten Scheiben bei dem Bentley.«
»Genau.«
»Und wer wollte Sie umbringen?«
»Ein 17-jähriges Mädchen!«
Ich hätte nie gedacht, daß seine Augen noch größer werden konnten, sie wurden es. »Ehrlich?«
»Ja.«
»Sie heißt Iris Carrington«, sagte mein Vater.
»Das kann ich nicht glauben.« Die Antwort kam spontan.
»Ich auch nicht«, erwiderte mein alter Herr, »denn für die fragliche Zeit hatte Iris ein Alibi. Sie und ihre Mutter säuberten bei uns das Haus.«
»Das wird ja immer komplizierter!« stöhnte der Sergeant. »Ich verstehe das nicht.« Fünf Finger steckte er in die Haare und kratzte auf seiner Kopfhaut herum.
»Wir haben beide das gleiche Mädchen gesehen«, sagte ich.
Ian McDuff nahm sein Glas und hielt es meinem Vater hin. »Schenk mir noch einen Kleinen ein.«
»Er kann viel vertragen«, sagte mein Vater. Es klang irgendwie entschuldigend.
Ich nickte, denn ich wußte, daß auf dem Land oft einiges anders war als in der Stadt.
McDuff nahm einen kleinen Schluck. Dann legte er seine Zeigefingerspitze an die breite Nase. »Wir haben also zwei Aussagen. Und müssen davon ausgehen, daß beide stimmen. Sollte es tatsächlich der Fall sein, dann ist Hexerei im Spiel. Vielleicht kann das Mädchen sich verdoppeln.« Er schaute uns an, als erwartete er eine Bestätigung für seinen Vorschlag.
Ich hob die Schultern und machte es so meinem Vater nach.
»Das gibt es doch - oder?«
»Möglich«, sagte ich, »obwohl es mir in dieser Form noch nicht begegnet ist.«
»Sind Sie nicht Spezialist für komische Fälle, John Sinclair?«
»Wenn Sie es so ausdrücken wollen, ja.«
»Dann müssen Sie auch eine Lösung finden.«
»Ich werde mich zumindest bemühen.«
»Und wo wollen Sie beginnen?«
Ich warf meinem Vater einen Blick zu. »Bei den Carringtons fange ich an. Ich werde Ihnen einen Besuch abstatten, denn ich möchte wissen, woran ich bin. Unter Umständen muß ich auch deren Haus durchsuchen.«
»Hast du eine richterliche Vollmacht?« Mein Vater fragte. Aus seinen

Worten sprach der Anwalt.
»Nein, aber einen Sonderausweis, den ich nur ungern einsetze. Hier bleibt mir nichts anderes übrig.«
»Wenn du meinst, John. Es ist ja dein Fall geworden.«
»Soll ich mit?« fragte McDuff.
»Ich möchte lieber allein gehen. Sie könnten mir nur den Weg beschreiben.«
»Da brauchen Sie nicht einmal einen Wagen. Das Haus können Sie gut zu Fuß erreichen.«
Er kam allerdings nicht dazu, mir den Weg zu erklären, denn es schellte.
»Ich öffne«, sagte meine Mutter und lief zur Tür.
McDuffs Kollege hatte geklingelt. Er stürzte förmlich in das Haus, kreidebleich im Gesicht.
Der Sergeant sprang auf. »Was ist los, Lester?«
»Man hat…man hat…« Er holte tief Luft. »Man hat die dritte Leiche gefunden. Es ist Mike Burger, der Küster…«
Wir standen wie vom Donner gerührt!
Auch an einer anderen Tür klopfte es. Allerdings war dies eine Hintertür.
Mrs. Carrington öffnete sofort. Sie brauchte die Tür nicht ganz aufzuziehen, die Person schlüpfte bereits durch den Spalt.
»Bist du wahnsinnig?« zischte die Frau. »Du kannst doch nicht einfach so verschwinden.« Ihr Blick glitt an dem Mädchen herunter, und sie sah die blutigen Hände, von denen es jetzt noch tropfte und dunkle Flecken auf dem Holzboden zurückließ.
»Was hast du getan?«
»Ich habe mir den dritten geholt!«
»Bist du denn verrückt? Du kannst doch nicht einfach hingehen und die Leute…«
»Doch, ich kann. Denk daran, ich tue es für dich, und auch für uns, Mummy!«
»Ich werde noch wahnsinnig. Hätte ich dich doch nur nicht…«
»Halte den Mund!«
Edna Carrington schwieg erschreckt. Mit ihrer Tochter war nicht gut Kirschenessen. Sie deutete auf die schmale Tür. »Los, verschwinde, in den Keller!«
Das Mädchen zögerte noch. »Ich gehe«, sagte sie. »Doch sobald es dunkel wird, komme ich wieder. Dann hole ich mir nämlich die nächste.«
»Und wer wird es sein?«
Da lächelte die Rothaarige. »Wer war denn noch dabei?«
»Ich weiß es nicht mehr.«
»Aber ich. Die nächste ist Mary Sinclair…«

***

Bei meinem letzten Fall - er hatte mich bekanntlich nach Wien geführt[2] - war ebenfalls ein Küster ums Leben gekommen.

Ihn hatte der Totenvogel geholt, doch dieser Mann hier, er hieß Mike Burger, war durch einen Messerstich getötet worden.

Stumm standen wir vor der Leiche.

Sie lag auf der Treppe. Das Gesicht des Mannes war nicht zu sehen, und so schauten wir auf seinen Rücken. Mein Vater war mitgekommen.

Er hatte die Hände geballt und schüttelte den Kopf, begreifen konnte er nichts.

»Wer tut so etwas?« fragte McDuff. Er hatte die Stimme gesenkt und wischte mit dem Handrücken über seine Stirn.

Ich hob die Schultern, wobei ich an das Mädchen mit den roten Haaren dachte.

Gefunden worden war der Tote von einer alten Frau. Die in der Kirche gebetet hatte. Sie war nach dem Glockenläuten von dem Gepolter aufgeschreckt worden, hatte sich zuerst nichts dabei gedacht und später nachgeschaut.

Da hatte der Mörder die Zeit schon für seine Flucht benutzt. Abermals hatte niemand etwas gesehen.

Aus der Kapelle hörten wir hastige Schritte. Wenig später stürmte der Pfarrer die Stufen hoch. Neben uns blieb er schweratmend stehen, flüsterte »Mein Gott« und faltete die Hände. Er sprach ein leises Gebet.

Wir ließen ihn. Als das letzte Wort über seine Lippen gedrungen war, hob er den Kopf und schaute uns der Reihe nach an. »Warum?« fragte er. »Warum mußte er sterben?«

»Wir wissen es nicht«, antwortete McDuff.

»Er hat nur Gutes getan. Niemand kann etwas Schlechtes über ihn behaupten. Weshalb mußte er sterben?«

»Wenn wir den Mörder haben, werden wir ihn fragen, Herr Pfarrer.«

Der Geistliche lächelte bitter. »Wenn, Sergeant. Wie viele Menschen sollen noch sterben, bis es soweit ist?«

Darauf gab niemand eine Antwort.

Der Sergeant hatte die Mordkommission rufen wollen. Ich war dagegen. Der geheimnisvolle Mörder sollte jetzt nicht aufgeschreckt werden, ich wollte ihn in Sicherheit wiegen, um zuschlagen zu können.

Ich hatte Zeit gehabt zu überlegen, und in mir hatte sich ein Verdacht aufgebaut, über den ich allerdings noch nicht sprechen wollte, weil ich erst etwas abklären mußte. Auch meinem Vater sagte ich nichts von dem Verdacht, da ich nicht unnötig Aufregung säen wollte.

»Ja, John«, wandte sich McDuff an mich. »Holen wir die

Mordkommission wirklich nicht?«
»Nein.«
»Und wohin mit dem Toten?«
»Haben Sie ein Schauhaus?«
»Wir könnten ihn in der Leichenhalle des Friedhofs aufbahren«, schlug mein Vater vor.
Die Idee war nicht schlecht. Der Sergeant stimmte zu. »Aber ich lasse mich nicht anmiesen, von wegen Spurenverwischung und so.«
»Nein; nein, da brauchen Sie keine Angst zu haben«, entgegnete ich und beruhigte ihn gleichzeitig. »Außerdem bleibt es bei meinem Vorhaben, Sergeant.«
»Sie wollen tatsächlich den Carringtons einen Besuch abstatten.«
»Das hatte ich vor.«
»Wieso?« Der Pfarrer mischte sich ein. »Haben Sie die Carringtons in Verdacht?«
»Nein, nicht direkt«, schwächte ich ab. »Ich gehe nur einigen Spuren nach.«
»Es wäre auch absurd.«
»Sicher, Herr Pfarrer, sicher.« Ich wandte mich um und ging die Stufen hinunter. Mit mir hörte ich Tritte. Als ich die Treppe verlassen hatte, drehte ich mich um.
Mein Vater war mir gefolgt. »John, ich sehe dir an, daß hinter deiner Stirn etwas schmort. Hast du einen Verdacht?«
»Darüber kann ich jetzt nicht reden, Dad.«
»Aber ich bin dein Vater.«
»Trotzdem, versteh mich bitte. Später sage ich dir mehr. Ich möchte mir nur Gewißheit verschaffen.«
»All right, John. Du bist alt genug und hast genügend Erfahrungen gesammelt.«
Hätte ich nur etwas gesagt, dann wäre mir manches erspart geblieben.
Aber irren ist nun mal menschlich. Auch für einen Oberinspektor von Scotland Yard…

***

Zwischen dem alten und dem neuen Friedhof lag das Haus, in dem die Familie Carrington wohnte. Die Strecke hatte ich mir zwar beschreiben lassen, aber mittlerweile war es dunkler geworden, so daß ich den Weg nicht sofort fand. Vor allen Dingen fiel die Dunkelheit sehr schnell ins Tal ein.
Zweimal mußte ich fragen. Ich sprach jeweils mit den Leuten über ihre Gartenzäune hinweg.
Schließlich ging ich auf dem richtigen Weg. Er war so breit, daß ein Wagen darauf fahren konnte, dafür nicht asphaltiert, sondern mit

grauem Sandstaub und kleinen Steinen bedeckt.

Das Haus stand ziemlich allein. Nur rechts davon sah ich einen Bauernhof und die Rückseite einer großen Scheune. Ich blieb stehen und schaute mir den Bau an.

Hinter zwei Fenstern schimmerte Licht. Es war also jemand zu Hause.

In der Nähe floß ein Bach vorbei, ich vernahm das typische Rauschen.

Man hatte mir auch gesagt, daß der Bach den alten Friedhof tangierte.

Dort war bekanntlich der zweite Tote gefunden worden. Ob der alte Friedhof eine besondere Rolle spielte, wußte ich nicht.

Ich näherte mich dem Haus, wobei ich mich des öfteren umschaute.

Alles blieb ruhig und friedlich. Hier drohte keine Gefahr, wenn man von den Äußerlichkeiten ausging.

Der Weg führte nicht direkt zum Haus, sondern schlug einen Bogen, den ich erst gehen mußte. Zwei Minuten später stand ich vor der Tür.

Die Fassade wirkte alt und auch brüchig. Hier mußte mal etwas getan werden, sonst stürzte der Bau irgendwann zusammen. Links daneben sah ich einen Garten, der einen Bogen machte und auch an der Rückseite weiterführte.

Es gab in der Türnische einen Klingelknopf, den jedoch brauchte ich nicht zu drücken, denn die Tür wurde bereits geöffnet. Warmer Lichtschein fiel nach draußen, traf mich und wurde von einer Gestalt verdunkelt.

Mrs. Carrington stand vor mir.

»Guten Abend«, grüßte sie. »Dürfte ich eintreten? Ich habe einige Fragen…«

»Kommen Sie, Mr. Sinclair. Ich habe Sie erwartet?«

»Wirklich?«

»Ja. Ihr Blick sagte eigentlich genug, als wir das Haus ihres Vaters verließen.«

Edna Carrington machte Platz, und ich trat über die Schwelle. Dabei mußte ich den Kopf einziehen, so niedrig waren die Türen. Es roch nach Essen. Rechts befand sich eine Tür. Ich selbst stand in einem Gang und mußte zwei Stufen hochgehen, um durch die Tür in die Wohnstube zu gelangen.

Es war mehr eine Küche. Ein großer Kohleofen, mehrere alte Schränke, ein Tisch, eine Bank, ein Radio, kein Fernsehapparat.

Am Kopfende des Tisches saß Iris. Vor ihr stand ein Teller, der mit Eintopf gefüllt war. Als das Mädchen mich sah, ließ es die Hand mit dem Löffel sinken. Die Korblampe unter der Decke war vom Luftzug bewegt worden und schaukelte hin und her. Einmal überwarf sie das Gesicht des Mädchens mit ihrem Schein, dann wieder verschwand es im Schatten.

»Möchten Sie etwas mitessen?« fragte mich Mrs. Carrington.
»Nein, danke.« Ich hatte zwar Hunger, aber so weit ging es doch nicht.
Mrs. Carrington räumte den Topf und ihren Teller ab. Sie hatte sich umgezogen, trug ein buntes Kittelkleid und hatte auch das Haar gelöst.
Im Licht der Lampe wirkte ihr Gesicht weicher, als ich es vom ersten Zusammentreffen in Erinnerung hatte.
Mit Zigaretten und einem Aschenbecher kam sie zurück. Sie steckte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen, ich spendierte ihr Feuer. Tief saugte sie die Luft in die Lungen und ließ ihn durch die Nasenlöcher ausströmen.
»Sie glauben mir nicht, Mr. Sinclair?«
Ich lächelte und schaute dabei Iris an. Aufmerksam saß sie am Tisch und sagte nichts. Sie hörte nur zu. »So sollten Sie das nicht sehen, Mrs. Carrington, aber inzwischen ist ein dritter Mord passiert.«
»Was?« Ich wußte nicht, ob ihr Erschrecken echt war, wenn nicht, war sie eine ausgezeichnete Schauspielerin.
»Ja, es hat einen Mann namens Mike Burger getroffen.«
»Der Küster!« flüsterte Iris. Ich sah selbst bei diesem Lichtschein, daß ihr ein Schauer über die Haut lief.
»Sie kannten ihn?« fragte ich.
»Wer kannte ihn nicht? Er war sehr nett und freundlich zu uns. Wir mochten ihn alle.«
»Und jetzt hat ihn jemand umgebracht.«
»Meine Tochter war es nicht!« schnappte Mrs. Carrington sofort.
»Das habe ich nicht behauptet.«
»Aber gedacht.« Sie drückte die Zigarette aus. »Sonst wären Sie ja nicht gekommen. Zudem hat Iris ein gutes Alibi, wenn Sie das meinen, Mister.«
»Aber Mum, rege dich doch nicht auf. Mr. Sinclair hat ja gar nichts gesagt.«
»Ha, ich kenne die Bullen.«
Hoppla, das klang aus ihrem Munde gar nicht fein, sondern nach einer gewissen Erfahrung. Sofort hakte ich nach. »Dann haben Sie Ihre Erfahrungen gesammelt, Mrs. Carrington?«
Sie schaute mich lauernd an. »Wie meinen Sie das denn?« Jetzt war nichts mehr von der devoten Haltung zu merken, die sie noch bei meinen Eltern gezeigt hatte.
»Ich meine das Wort Bullen aus Ihrem Mund.«
»Das liest man oft genug.«
»Oder man hört es.«
»Auch das, Herr Polizist.« Sie lächelte spöttisch. »Ich weiß, daß Sie uns etwas anhängen wollen, aber das können Sie nicht.« Die Frau

beugte sich vor und deutete auf ihre Tochter. »Sieht so eine Mörderin aus, Mr. Sinclair? Sieht so wirklich eine Mörderin aus? Das glauben Sie doch selbst nicht, Meister.«

»Mit dem Aussehen hat das nichts zu tun, Mrs. Carrington«, stellte ich richtig.

»Ja, ich kenne euch. Ihr habt immer eine Ausrede, und ihr findet auch immer einen Grund, einem etwas anzuhängen. Wäre ja nicht das erste Mal.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Hat man Ihnen das nicht gesagt?«

»Nein.«

»Mein Mann ist gestorben. Unfall, hieß es offiziell. Aber ich bin sicher, daß es kein Unfall gewesen ist. Man hat ihn kurzerhand ausgeschaltet. Eiskalt, ohne Erbarmen. Der Baum fiel, und mein Mann lag darunter.« Sie schnaufte hörbar. »So geht das, Mr. Sinclair. So verdammt einfach.«

»Hat die Polizei Nachforschungen angestellt?«

»Nein, das hielten die Bullen nicht für nötig. Wenn es Ihr Vater gewesen wäre, Sinclair, dann…«

»Mutter, hör doch auf.«

»Ja, ja, ist schon gut. Der Unfall liegt einige Jahre zurück. Sorry.«

Ich wechselte das Thema. »Ist Iris Ihr einziges Kind?« erkundigte ich mich.

Sie schaute auf. »Sehen Sie noch eins?«

»Ich habe mich nur erkundigt, mehr nicht.«

»Ja, sie ist mein einziges.«

Ich nickte. Mit dieser Antwort hatte ich gerechnet, aber sie hatte mich nicht überzeugt, deshalb fragte ich, ob es gestattet sei, das Haus zu durchsuchen.

Hörbar zog die Frau die Luft ein. »Was wollen Sie?« erkundigte sie sich.

»Das Haus durchsuchen, Mrs. Carrington, Sie haben richtig verstanden.«

»Das lasse ich nicht zu!«

»Sie müssen«, erwiderte ich ruhig.

»Da kommt so ein widerlicher Scheißbeamter in die Wohnung anständiger Bürger und will sie auf den Kopf stellen. In welch einem Staat leben wir eigentlich?«

»Haben Sie etwas zu befürchten?«

»Nein.«

»Dann kann ich mich ja umschauen.«

»Nein, es geht hier ums Prinzip, ich will keinen Bullen in meine Wohnung lassen.«

»Sie werden es nicht ändern können, Mrs. Carrington. Machen Sie es

mir nicht unnötig schwer.«
Sie stand vor mir. Das Gesicht leicht verzerrt, mit einem lauernden Ausdruck darin. Die Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft.
Allein die Haltung bewies mir, daß sie vor mir etwas verbarg. Ich brauchte es nur noch zu finden. Dann nickte sie. »Okay, Polizist, Sie können suchen und das Haus auf den Kopf stellen, aber sie werden nichts finden.«
»Um so besser für sie.«
»Darf ich wenigstens dabei sein?«
»Ich bitte darum.«
»Wie großzügig von einem Bullen.« Das letzte Wort spie sie mir ins Gesicht. Kein Zweifel, diese Frau kam aus dem Milieu, hatte ihre Erfahrungen gesammelt.
»Wo fangen wir an?« wollte ich wissen.
»Das ist mir egal.«
»Dann gehen wir nach oben.«
Sie nickte. »Darf ich wenigstens vorausgehen?«
»Auch das.«
Ich drehte mich um. Iris hockte am Tisch und schaute uns starr an. Die Lampe ließ einen Teil ihres Gesichtes im Schatten, ich sah eigentlich nur den Mund und die Kinnpartie. Die Lippen zuckten, als hätte das Mädchen Mühe, ein Weinen zu unterdrücken. Wußte die Kleine vielleicht doch mehr?
»Ich werde hier sitzenbleiben, Mr. Sinclair«, gab sie zur Antwort.
»Das steht Ihnen frei, Miß Iris.«
»Mein Gott, was sind die Bullen bei den jungen Dingern großzügig«, kicherte die Mutter.
Darauf erwiderte ich nichts. Wir gingen in den ersten Stock. Die hölzerne Treppe war schmal. Jede einzelne Stufe knarrte zum Steinerweichen.
Am Ende der Treppe, hier waren die Räume bereits schräg, befand sich ein schmaler Gang. Auch die Decke war nicht sehr hoch, so daß ich sicherheitshalber den Kopf einzog. Glatt war sie ebenfalls nicht, sie lief in kleinen Wellen.
Und trotzdem gab es hier oben vier Zimmer. Das Wort war eigentlich übertrieben, mehr Kammern. Ich öffnete die erste. Ein Schlafzimmer.
Hinter der nächsten Tür lag ein Bad. Aber keins, wie ich kannte sondern noch ein Badezimmer von Anno soundso.
Eine alte Zinkwanne, ein Ofen, dessen Rohr im Dach mündete und eine Leine, über der Wäsche hing. Die Wände waren mit graugrüner Ölfarbe gestrichen.
»Na, zufrieden?« höhnte die Frau.
»Sicher.« Ich schloß wieder die Tür. »Merken Sie sich eins, ein Polizist ist immer zufrieden, wenn er einen Verdacht aus dem Weg

räumen kann.«
»Das sagen Sie nur so.«
Bevor ich die nächste, gegenüberliegende Tür öffnete, fragte ich: »Sie scheinen unangenehme Erfahrungen mit der Polizei gemacht zu haben?«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Das spürt man, Mrs. Carrington.«
»Ja, ich bin kein Freund der Bullen. Mein Mann hat mich damals aus dem Dreck geholt. Als ich noch drinsteckte, da habe ich die Bullen kennengelernt, und es war wirklich kein Spaß, das kann ich Ihnen flüstern. Ihre Kollegen haben mich malträtiert und behandelt wie den letzten Dreck.«
»Das ist sicherlich Jahre her.«
»Stimmt, doch wenn ich Sie so sehe, kommt die Erinnerung zurück.« Sie lächelte schief. »Iris weiß nichts davon. Und hier im Ort ist auch nichts bekannt geworden.«
»Dann werde auch ich meinen Mund halten.«
»Ist mir egal.«
Die Frau war verbittert. Irgendwie verstand ich sie sogar. Sie hatte vor ihrer Hochzeit ein mieses Leben geführt, dann war ihr Mann umgekommen, jetzt stand sie wieder allein da und hatte Angst, daß ihre Tochter etwas erfahren konnte.
Ich öffnete die anderen Türen.
Zwei Zimmer, die kärglich möbliert waren. In einem stand ein altes Feldbett und ein Schrank. Bei ihm fehlte das vierte Bein. Das Fenster war winzig. Es führte zum Hof. Durch die schmutzige Scheibe konnte ich kaum etwas erkennen.
Der zweite Raum diente als Abstellkammer. Hier standen ein altes Bügelbrett, Wäschekörbe und Eimer.
»Genug gesehen?«
»Wir können gehen«, erwiderte ich auf die Frage.
Als wir unten ankamen, saß Iris noch am Tisch. Nur hatte sie ihren Teller abgeräumt.
»Dann ist der Verdacht also entkräftet worden?« sagte die Frau fragend.
»Fast.«
»Wie meinen Sie das?«
»Dieses Haus hat doch sicherlich noch einen Keller.«
Plötzlich funkelte es in ihren Augen. »Wollen Sie da auch noch nachschauen?«
»Ja.«
»Was suchen Sie überhaupt?«
»Das müssen Sie mir schon überlassen, Mrs. Carrington.«
»Bitte«, erwiderte sie steif. »Tun Sie meinetwegen, was Sie nicht

lassen können.« Sie ging vor. Allerdings nicht in Richtung Haustür, sondern zum Hinterausgang.

Mir war es zu dunkel, und ich fragte nach Licht.

»Nur im Flur.« Sie stand neben einem Schalter und drehte ihn herum.

»Im Keller haben wir kein Licht.«

»Dann lassen wir die Tür offen.«

Ich hätte eine stärkere Birne in die Lampe gedreht. Es wurde zwar hell, aber schon an der Hintertür zeigte der Schein nur noch ein schwaches Leuchten.

Ihr gegenüber lag die Tür zum Keller. Ebenfalls schmal, aus rohen Holzbohlen zusammengenagelt. Licht gab es unten keins, ich mußte mich auf den dünnen Strahl meiner Bleistiftlampe verlassen.

Trotz der mäßigen Beleuchtung fielen mir dicht neben der Tür die dunklen Flecken auf dem Boden auf. Die Frau wandte mir momentan den Rücken zu, sie hatte nicht bemerkt, daß ich die Flecken sah.

Ich bückte mich.

Während ich mit der Zeigefingerspitze über die Flecken fuhr, schloß die Frau die Tür auf. Klebrig wie Farbe war das Zeug. Ich kam wieder hoch und roch.

Blut!

Ja, das war Blut. Es gab keinen Zweifel. Und es war noch nicht eingetrocknet.

Die Frau drehte sich um. »Sie können gehen«, sagte sie und zuckte zusammen, als sie mich ansah, denn ich hatte noch immer den Finger erhoben.

»Was ist los?« fragte sie.

Mit der freien Hand deutete ich auf die Flecken am Boden. »Die Flecken«, sagte ich, »das ist Blut.«

Sie schaute mich an. »Wahrscheinlich.«

»Haben Sie eine Erklärung?«

»Nein, aber das Zeug kann von unserem Hund stammen, er hatte sich verletzt.«

»Wann war das denn?«

»Heute.«

»Danke.«

Ich schaute in den Keller. Der Lichtschein verlor sich sehr schnell.

Nach drei Stufen begann wieder die Dunkelheit. Aber die Kellertreppe war im Gegensatz zu der nach oben führenden aus Stein gebaut worden. Zwar keine gegossenen Stufen, sondern nur rohe, ungehauene Steinklötze, schon mit Moos bedeckt, wie ich im Licht meiner kleinen Lampe sah.

Es gab allerdings auch etwas anderes auf den Stufen. Nicht nur Moos, sondern die dunklen Flecken.

Blut!

An den verletzten Hund glaubte ich nicht. Ich dachte an etwas ganz anderes.

Auf der vierten Stufe drehte ich mich um.

Mrs. Carrington stand in der offenen Tür. Beide Arme hielt sie vor der Brust verschränkt. Ihr Gesicht lag im Schatten, ich konnte es nicht genau erkennen, glaubte jedoch, daß sie lächelte.

War dieser Keller eine Falle? Ein unbestimmtes Gefühl breitete sich in mir aus, ich spürte den Druck im Magen und auch das kratzige Gefühl in der Kehle.

Der Keller erschien mir nicht geheuer. Fand ich hier vielleicht die Lösung des Rätsels?

»Warum gehen Sie nicht weiter?« fragte die Frau.

»Keine Angst, Mrs. Carrington. Ich durchsuche ihn schon.«

Ich nahm die restlichen Stufen und stand in einem Gang mit niedriger Decke, von der Spinnweben herabhingen und mein Gesicht streichelten.

Ich pustete sie weg.

Viel sah ich nicht, dazu war die Leuchtkraft meiner Lampe nicht stark genug. Es gab auch keine Kellerräume, sondern nur mehr Verschläge, durch billige Lattentüren gesichert. Zwischen den einzelnen Latten befanden sich Zwischenräume, durch die ich leuchten konnte.

In einem Verschlag lagen Kohlen, daneben standen Eimer. Im nächsten entdeckte ich zusammengefaltete, alte Säcke.

Der dritte Verschlag war leer. Wie auch die anderen Türen, besaß diese ebenfalls kein Schloß.

Aber ich hörte ein Geräusch.

War es das Atmen eines Menschen oder vielleicht ein Lachen? Genau konnte ich es nicht unterscheiden. Meine Nackenhaare kribbelten, als sie sich hochstellen wollten.

Dieser Keller war gefährlich. Das nahm ich mit jeder Faser meines Körpers wahr. Hier lauerte etwas.

Mit dem Fuß stieß ich die Tür auf. Sie war sehr leicht, knallte gegen die Wand, prallte wieder zurück, und ich mußte sie mit der Schuhspitze stoppen.

Ich leuchtete in den Verschlag, dabei ließ ich den Strahl kreisen und zuckte zusammen.

Dort stand jemand.

Ein Mädchen.

Ein blasses Gesicht, rote Haare, zu Locken gedreht.

Iris Carrington!

***

War sie es wirklich?

Iris saß oben im Zimmer. Hätte sie den Raum verlassen und wäre in den Keller gegangen, so hätte ich sie sehen müssen.
Also doch nicht Iris.
Wer dann?
Ich ärgerte mich, daß ich nicht eine stärkere Lampe mitgenommen hatte, denn viel konnte ich nicht erkennen. Nur das Gesicht, das dem von Iris glich.
Und zwar aufs Haar.
Ich hatte die Lösung.
Iris und dieses Mädchen hier waren Zwillinge! Wahrscheinlich ahnte keiner in der Stadt etwas von der Existenz eines zweiten Girls. Es hatte alle narren können, auch mich.
Ich verglich die Gesichtszüge der beiden. Kam mir dieses Mädchengesicht nicht böser, nicht grausamer vor? Waren die Augen nicht anders, kälter und härter?
»Wer bist du?« wollte ich wissen.
»Melina.«
Sogar die Stimme klang so wie des anderen Mädchens. Sagenhaft, wirklich.
Diesmal hatte ich es mit keinem Dämon zu tun, sondern mit einem normalen Fall, der in seiner Grausamkeit trotzdem erschreckend war.
»Komm her!« förderte ich sie auf. Sie schüttelte den Kopf, und die roten Locken flogen, wobei sie ihr Gesicht streichelten.
Ich warf einen schnellen Blick über meine Schulter. Von Mrs. Carrington sah ich nichts. Mein Rücken war also frei. Okay, wenn sie nicht freiwillig kommen wollte, dann würde ich sie mir eben holen.
Im Keller stank es. Es roch nicht nur muffig, sondern irgendwie faulig und brakig.
Aber dem Geruch maß ich keine Bedeutung bei, was ein sehr großer Fehler war.
Ich wollte sie packen, machte den ersten Schritt und fiel.
Es war so überraschend, daß ich überhaupt nicht mehr reagieren konnte. Schon oft war ich in heimtückischen Fallgruben gelandet, dies hier war keine, sondern ein mit Wasser gefüllter Sickerschacht, der mich regelrecht verschlang, denn ich tauchte unter.
Im nächsten Augenblick erwachte Melina zu einer fieberhaften Aktivität…

***

»Mummy!«
Ich hörte den Schrei, als ich mit dem Kopf die Oberfläche durchstieß.
»Ich habe ihn Mummy!«
»Kind, ich komme!«
Das Wasser stank erbärmlich. Es war mir in den Mund gedrungen, in

die Nase und in die Augen, die sofort brannten. Dann hörte ich schnelle Schritte, und für mich wurde es Zeit, aus dieser mit Wasser gefüllten Grube zu kommen.

Sie war nicht sehr groß, maß vielleicht anderthalb Yards im Quadrat.

Ich brauchte nur die Arme auszustrecken, um den Rand packen zu können.

Das tat ich auch.

Im nächsten Moment schrie ich auf.

Dieses Mädchen mußte die Augen einer Katze haben, denn sie hatte sich auf meine rechte Hand gestellt und dabei den Absatz gedreht.

Hastig ließ ich los, und bekam einen Tritt gegen die Stirn, der mich zurückschleuderte.

Ich sah Sterne und verschwand wieder im dreckigen Wasser. Grund fühlte ich nicht, so tief war die verfluchte Sickergrube. Automatisch machte ich Schwimmbewegungen, und als ich zum zweitenmal auftauchte, da stand auch die Mutter in der Tür. Sie hielt eine Taschenlampe in der Hand, deren Strahl mein Gesicht traf und mich blendete.

Ich schloß die Augen für einen Moment, hörte jedoch, wie Mrs. Carrington zu ihrer Tochter sagte: »Schlag zu! Hau ihm den Schädel ein, dem verdammten Bullen!«

Trotz der Blendung sah ich die Bewegung. Schattenhaft nur, versuchte zu reagieren, warf mich zur Seite, und hatte Glück. Dicht neben mir klatschte die Stange ins Wasser und schleuderte mir den schmutzigen Schaum ins Gesicht.

Ich spie, schrie und spuckte.

»Weiter!« keifte die Alte. »Weiter!« Sie bewegte ihre Hand, und der Lampenstrahl führte einen bizarren Tanz auf der Wasseroberfläche.

Melina hielt den Gegenstand. Sie schrie und schlug, war völlig von Sinnen, und ich mußte zwangsläufig in die Brühe tauchen, sonst hätte mir die Wahnsinnige den Schädel eingeschlagen.

Wieder kam ich hoch.

Schatten, Licht, wieder Schatten. Edna lief um die Sickergrube, sie leuchtete ihrer Tochter, damit diese mich töten konnte. An der Schulter traf sie mich. Mein rechter Arm war wie gelähmt. Auf einmal konnte ich ihn kaum mehr bewegen.

Ich ließ mich nach unten sacken.

Meine Kleidung hatte sich vollgesaugt. Sie war doppelt so schwer geworden, zerrte an mir, als würden mich unsichtbare Hände in die Tiefe reißen.

Ich spürte Grund.

Meine Schuhe wühlten ihn auf. Schmutzwolken quollen hoch, umspielten meine Beine und drangen bis zur Hüfte vor. Gern hätte ich geflucht, doch mir wäre dabei zuviel Wasser in den Rachen gelaufen.

Ich trat auf der Stelle, drückte meinen Körper zur Seite und spürte den Rand. Dann kam ich wieder hoch.

Sie hatten darauf gelauert.

»Jetzt!« Ich hörte die sich fast überschlagende Stimme der Mutter, dazwischen ein kreischendes Gelächter und der Hieb kam.

Es war ein Volltreffer.

Zum Glück hatte Melina eine Holzlatte genommen und keine Eisenstange. Letzere hätte mir den Schädel regelrecht eingeschlagen, und ich wäre gestorben.

Auch so reichte der Hieb.

Sterne blitzten vor meinen Augen auf. Ich spürte den scharfen Schmerz, der sich wie eine Explosion ausbreitete und dann die herannahenden Wogen der Bewußtlosigkeit.

Langsam sackte ich tiefer. Das Wasser umspülte meinen Mund, die Nase.

Zuletzt vernahm ich noch einen harten Schlag und die triumphierende Stimme des Mädchens.

»Jetzt hole ich mir die Alte!«

***

Mutter und Tochter waren wie vom Satan besessen. Edna Carrington hatte das Eisenblech über die Sickergrube gelegt. »Darin kann er verrecken!« keuchte sie.

Melina nickte. »Er wollte uns Ärger machen, Mummy, aber nicht mit mir. Ich kriege sie alle, sie sollen für das büßen, was sie mir angetan haben.«

Sie stand neben der Grube und starrte auf die Platte. Das Rot ihrer Haare schimmerte auf dem Gesicht. Sie war wirklich ein kleiner Teufel.

Der Satan persönlich mußte sie geleitet haben, um all die Morde zu begehen.

»Der wird da nicht mehr rauskommen!« flüsterte Edna Carrington.

»Komm, wir gehen.«

Die beiden Frauen verließen den Keller. Edna hatte die Führung übernommen. Melina schleuderte ihre Holzlatte weg. Die brauchte sie nicht mehr, denn sie hatte noch das lange Messer. Aus einer Fleischerei in der Nähe konnte sie es entwenden, und sie hatte es stets unter ihrer Kleidung versteckt.

Auf der Treppe blieb ihre Mutter stehen. So abrupt, daß Melina fast gegen sie geprellt wäre.

»Was machen wir mit Iris?« fragte sie.

Das Mädchen lächelte satanisch, winkelte ihren Arm an und fuhr mit dem Handrücken über ihre Kehle.

»Töten?«

»Ja.«
Edna war abgebrüht. Es machte ihr nichts aus, ändere umzubringen, aber Iris war ihre Tochter, wie auch Melina. Nein, das brachte sie einfach nicht fertig.
»Wir werden sie solange einsperren, bis wir zurückkommen«, erklärte sie.
Melina wollte dagegensprechen, doch im Gesicht ihrer Mutter las sie, daß sie sich entschieden hatte.
»Gut«, sagte sie. »Machen wir es so.« Wenig später standen sie in der Küche.
Der Platz, wo Iris gesessen hatte, war leer!
Edna stieß einen Fluch aus, und ihre Tochter knurrte wie ein Raubtier.
»Wo kann sie sein?« flüsterte Mrs. Carrington.
Melina hob die Schultern.
»Iris?« Die Stimme der Frau hallte durch das Haus.
»Vielleicht ist sie zur Polizei gelaufen«, vermutete das Teufelsmädchen.
»Nein, das traut sie sich nicht.«
»Aber wir können nicht bleiben, Mummy. Ich will sie töten. Sie und noch einen.«
»Gut, gehen wir.« Die Frau nickte. »Iris wird sich irgendwo verkrochen haben. Wir sind ja bald wieder zurück.« Dann trat sie an den Schrank und zog eine Schublade auf. Darin lag eine alte Pistole. Ihr Mann hatte sie mal im Wald gefunden. Die Waffe stammte noch aus dem letzten Krieg, war aber sehr gepflegt.
Edna steckte sie ein. »Jetzt geht es mir besser«, sagte sie. Zusammen mit ihrer Tochter verließ sie das Haus.
Zwei Menschen, die die folgende Nacht zu einer blutigen machen wollten…

***

Ob es ein Glück war, daß ich nicht bewußtlos wurde, das würde sich erst später herausstellen.
Jeder Mensch besitzt einen Willen, meiner war ebenfalls vorhanden und im Laufe der Jahre ungemein gestärkt worden. Ich kämpfte wie wahnsinnig gegen die verfluchte Bewußtlosigkeit an, wollte nicht, daß mich die langen Schatten der Ohnmacht hineinrissen in den tiefen Schacht des Todes.
Ich mobilisierte meine Kräfte. Vielleicht wäre es leichter gewesen, wenn ich hätte Luft holen können, doch wenn ich den Mund aufriß, würde ich elendig ersticken.
Manchmal hatte ich das Gefühl, in der endlosen Leere zwischen den Dimensionen zu treiben. Dabei war ich immer nur für wenige

Sekunden weggetreten, drängten die Schatten der Bewußtlosigkeit stärker vor und versuchten gleichzeitig, meinen eigenen Willen zurückzuschieben.

Nicht aufgeben!

Dieser Befehl hämmerte ebenso stark hinter meiner Stirn wie das Blut, das in den Adern rauschte. Noch lebte ich, und ich wollte, verdammt noch mal, nicht sterben.

Ich trieb wieder hoch. Dabei half ich ein wenig mit, indem ich Wasser trat. Mit dem Kopf stieß ich gegen etwas Hartes. Das mußte die Platte gewesen sein, die Edna Carrington auf die Öffnung des Sickerschachts gelegt hatte.

Wieder wurde ich unter Wasser gepreßt.

Abermals drückte ich mich hoch, stieß erneut gegen die Platte, diesmal jedoch nicht so fest, und plötzlich merkte ich, daß ich Luft bekam.

Eine Täuschung?

Nein Freunde, keine Täuschung. Zwischen der Platte und dem Wasserspiegel befand sich ein mit Luft gefüllter Raum. Er besaß die Ausmaße des Sickerschachts, und in diesem Zwischenraum befand sich soviel Platz, daß ich durch die Nase atmen konnte, denn der Wasserspiegel begann erst in Höhe meiner Unterlippe.

Zufall? Fügung? Ich hatte keine Ahnung, versuchte erst einmal, das beste aus meiner Lage zu machen, wobei ich vorsichtig durch die Nase atmete.

Ich hielt mich in dieser Lage, trat Wasser und bewegte die Beine nur so wenig wie möglich, damit keine großen Wellen entstanden, die über meinen Kopf schwappten.

Es war stockfinster. Ich sah nicht, wann kleine Wellen auf mich zuliefen, und als sie dann über mein Gesicht leckten, hatte ich zum Glück die Luft angehalten.

Ich wartete einen Moment, bis die Wellen sich wieder verlaufen hatten und atmete durch.

Ein paar Wassertropfen drangen in meine Nase, ich schluckte sie runter.

Noch immer schmerzte mein Schädel, doch der Schlag hatte meinen Denkapparat nicht ausgeschaltet. Ich konnte wieder klare Gedanken fassen und überlegte, wie ich aus diesem verdammten Gefängnis herauskam.

Über mir befand sich die Eisenplatte. Das war der Grundgedanke, von dem ich ausgehen mußte. Ich zog die Beine an und legte mich dabei vorsichtig auf den Rücken, damit ich mit dem Gesicht auf der Wasserfläche lag, und öffnete den Mund, um etwas mehr Luft zu schnappen, was mir unwahrscheinlich gut tat.

Die quadratische Luke war nicht so breit und lang wie ich. Ich mußte

die Beine anziehen, damit ich mich an den Seiten mit Füßen und Schultern festklemmen konnte.

Das ging einigermaßen.

Dann hob ich die Hände.

Sie fanden unter der Platte Platz, und ich drückte dagegen. Es war eine ungewohnte Lage für mich, deshalb konnte ich meine Kräfte nicht voll entfalten.

Es wurde ein verzweifeltes Bemühen. Zwar bewegte sich die Platte ein wenig, doch hochstemmen konnte ich sie nicht. Dazu war sie einfach zu schwer.

Plötzlich kam es mir zu Bewußtsein, daß es vielleicht gar nicht so ein Glück gewesen war, diesen Zwischenraum zu finden. Denn wie es aussah, würde sich die wenige Luft schnell verbrauchen und im Jenseits konnte man sich die Hände reiben, denn bald hatten sie einen Gast mehr…

***

Sie gingen zu Fuß.

Und sie nahmen Schleichwege, damit ihnen niemand in die Quere kam.

Mutter und Tochter, ein gefährliches Mörderpaar, waren unterwegs, um einen vierten Mord zu begehen.

Die Dunkelheit war in das Tal gefallen, wo auch die kleine Stadt unter ihrem finsteren Mantel begraben lag. In den Häusern brannte das Licht, fast jeglicher Lärm, wie er sonst um diese Zeit auf den Straßen noch zu hören war, versandete.

Eine seltsame Stille hielt den Ort umfangen.

Dreimal hatte der Killer zugeschlagen, und die Menschen fragten sich, wer als nächster an die Reihe kam? Jeder hatte Angst, niemand ging mehr auf die Straße. Die Fahrzeuge standen in den Garagen oder Schuppen, nur zwei Streifenwagen fuhren auf und ab.

Sie interessierten Mutter und Tochter nicht. Die beiden konnten schnell ausweichen.

Melina hatte es eilig. Sie lief hastig über den schmalen Weg, und es störte sie auch nicht, daß die Zweige der nahe wachsenden Büsche gegen ihren Körper hieben, sich manchmal festhakten und nur durch Zerren gelöst werden konnte.

Sie wollte so schnell wie möglich an ihr Ziel gelangen.

Melinas Mordgespenster! dachte ihre Mutter. Sie waren zu einer Realität geworden. Zuvor hatte sie nur davon gesprochen, immer wenn sie von Edna besucht worden war, hatte sie in ihrer Zelle gesessen und über die Morde geredet.

Flüsternd, aber mit einer nicht zu überhörenden Schärfe in der Stimme.

Noch jetzt klang sie in Ednas Ohren nach.
»Mordgespenster, Mummy. Mordgespenster. Ich rufe sie. Sie holen die anderen. Mordgespenster, sie kommen, Mummy, sie kommen…«
Schrecklich hatten ihre Augen ausgesehen. Erfüllt von einem unheilvollen düsteren Feuer, das tief in den Schächten der Pupillen aufglomm und weiter getragen wurde, um direkt zu brennen.
Zuerst hatte sich Edna dagegen gewehrt, doch dann stimmte sie zu.
Ja, Melina sollte das tun, wovon sie immer nur träumte oder zu feige war.
Jetzt waren die Mordgespenster frei. Dreimal schon hatten sie zugeschlagen.
Ein viertes Mal sollte folgen!
Diesmal eine Frau. Auch die war damals dabei gewesen, und wie Edna ihre Tochter kannte, würde es der ein großes Vergnügen bereiten, Mary Sinclair vom Tod ihres Sohnes zu berichten.
Endlich bekamen sie das, was ihnen zustand. Zu arrogant waren sie gewesen, obwohl sie immer nett und freundlich taten, aber das war nur Tünche. Tatsächlich dachten sie anders über die Carringtons, wie auch die übrigen Einwohner in der kleinen Stadt.
Dafür sollte sie sterben.
Vor allen Dingen die Frau.
Das Rauschen wurde lauter. In der Nähe floß der Bach vorbei. Seine Quelle befand sich irgendwo in den Hügel. Auf dem Weg ins Tal füllte er sich immer mehr auf und schäumte dann über die Steine seines Bachbetts hinweg.
Wie oft hatte Melina hier am Bach gesessen, direkt neben dem Friedhof. Sie hielt stumme Zwiesprache mit den Toten, denn sie waren ihre besten Freunde.
Vor allen Dingen hatte sie das Grab des Vaters besucht. Dort befand sich auch ihr Versteck, und von ihrem grausamen Geheimnis wußte nur die Mutter.
Sie selbst war nicht dabei gewesen, als sie sich den Sarg geholt hatte, um eine Leiche darin zu verstecken. Ja, Melina wußte genau, was sie wollte, und Iris, die Schwester, ahnte von nichts. Sie wußte nicht einmal, daß sich Melina im Haus aufhielt. Tagsüber lebte das Mord-Mädchen im Keller, und nachts, wenn Iris durch das heimliche Zugeben von Schlaftabletten ins Essen fest schlief, dann kam sie hervor und unternahm ihre Streifzüge.
Der Weg wurde besser. Er führte leicht bergan. Das vor seiner Mutter laufende Mädchen änderte sein Tempo nicht. Eine unbändige Kraft trieb sie voran. Kaum zu glauben, daß sie in ihrem Körper steckte.
Noch eine Kurve, dann konnte man das Haus der Sinclairs bereits erkennen.
Melina war stehengeblieben. Ihre Gestalt verschwamm in der

Dunkelheit. Sie hob den Arm und deutete auf das Haus. »Es brennt Licht«, flüsterte sie.

»Die Sinclairs sind da«, sagte ihre Mutter.

Melina kicherte hohl. »Und sie ahnen nicht, was ihnen alles bevorsteht.«

»Nein, mein Kind, das nicht.«

»Wir sollten den normalen Weg nehmen, denn sie werden denken, ich wäre Iris.«

Edna nickte. Sie war voll und ganz mit dem Vorschlag einverstanden.

Ihre Hand verschwand in der rechten Tasche des Anoraks, den sie sich kurz vor dem Verlassen des Hauses noch übergeworfen hatte. Fünf Finger umspannten den Griff der Armeepistole. Das Magazin war mit Kugeln gefüllt - nichts konnte mehr schiefgehen. Die Frau war dem Tod geweiht, aber sie sollte nicht im Haus sterben, für sie hatte sich Melina einen besonderen Ort ausgesucht.

Sie erreichten den Platz vor dem Haus. Dort stand der Bentley aus London. Die Scheiben waren noch zersplittert, sie brauchten nicht neu eingesetzt zu werden, der Fahrer würde sein Auto sowieso nicht mehr benutzen. Er war bereits ertrunken.

Sie schritten die Treppe hoch. Nebeneinander gingen sie. Die Lampe über dem Eingang warf ihren Schein auch auf ihre Gesichter. Obwohl das Licht einen warmen Ton zeigte, konnte es die harten Linien in den Mienen der beiden Frauen nicht übertünchen.

»Willst du?« fragte Melina.

»Ja, ich werde schellen.«

Edna Carrington legte ihren Daumen auf den Knopf der Klingel und drückte kräftig.

Sie hörte die Glocke im Innern, auch die festen Schritte und lächelte.

Horace F. Sinclair zog die Tür auf. Sein Gesicht zeigte Überraschung, denn mit dem Besuch hatte er wirklich nicht gerechnet, sondern mit der Rückkehr seines Sohnes.

»Sie?« fragte er erstaunt.

»Ja, Sir«, erwiderte Edna Carrington artig. »Ich hoffe, wir kommen nicht allzu ungelegen.«

»Nein, nein, bitte.« Sinclair gab den Weg frei.

Mutter und Tochter betraten das Haus.

»Wer ist es denn?« rief Mary von oben.

»Die Carrington«, antwortete Sinclair.

»Wieso? Ich…« Schritte, die lauter wurden, als Mary Sinclair die Stufen nahm.

Edna und Melina waren in der großen Diele stehengeblieben. Bewußt gaben sie sich ein wenig verlegen und hatten die Blicke gesenkt.

»Sicherlich hat Ihr Besuch etwas mit dem Fall zu tun«, begann Horace F. Sinclair.

»Das ja.«
»Leider ist mein Sohn noch nicht zurück. Er muß doch bei Ihnen gewesen sein - oder?«
»Das war er«, gab Edna zu.
»Und?«
»Er ist wieder gegangen, Sir.«
»Wissen Sie wohin?« fragte Mary Sinclair, wobei in ihren Augen Sorge stand.
»Das wissen wir auch nicht, Sir. Er hat nur gesagt, wir sollten zu Ihnen kommen, weil er die Lösung des Rätsels inzwischen gefunden hätte.«
Die Worte flossen der Mutter glatt über die Lippen, während das rothaarige Mädchen daneben stand und sich aus allem heraushielt.
Melina ließ ihre Mutter reden.
»Wenn mein Sohn das gesagt hat, wird es wohl seine Richtigkeit haben«, meinte Sinclair und deutete auf die Sitzgruppe. »Nehmen Sie doch Platz.«
»Es wird nicht lange dauern!«
»Dann wissen Sie schon, wann er kommt?«
»Nicht genau.« Edna schaute auf ihre Uhr. »Aber wir haben nicht viel Zeit.«
»Das verstehe ich nicht. Wenn mein Sohn Ihnen gesagt hat, daß Sie warten mögen, dann…«
»Sie verstehen vieles nicht, Sinclair«, sagte Edna und gab ihrer Tochter ein Handzeichen.
Das Mädchen trat zur Seite. Sinclairs Stirn legte sich in Falten.
»Was verstehe ich nicht, Mrs. Carrington?«
»Das«, erwiderte sie, zog ihre Pistole und richtete die Mündung auf Horace F. Sinclair…

***

Der war völlig perplex. Er schüttelte seinen Kopf, schaute zuerst die Frau an und dann das Mädchen.
In Ednas Gesicht zuckte nicht ein Muskel, doch das Mädchen hatte sich verändert. Es hob den Kopf, und sein Gesicht war nur noch eine Mordmaske.
»Iris!« stöhnte Horace F. Sinclair.
»Sie ist nicht Iris«, sagte Mrs. Carrington.
Und dann pfiff ihre Tochter das Lied. Zuerst nur die Melodie. Nach einigen Takten sang sie den Text.
»My Bonny is over the Ocean…«
In diesem Augenblick fiel die Klappe. Und Horace F. Sinclair begriff.
»Du bist nicht Iris«, flüsterte er, »sondern Melina, die Zwillingsschwester.«

»Genau« sagte die Mutter.

»Mein Gott, warum bin ich nicht früher darauf gekommen. Aber Melina muß in der Anstalt sein.«

»Nein, das ist sie nicht. Ich habe sie herausgeholt. Ich kenne einen Arzt. Früher, als er noch nicht so groß raus war, da hat er mich immer besucht. Er zahlte für mich. Als man meine Tochter einlieferte, sah ich ihn wieder. Von der Vergangenheit wollte er nichts wissen, aber ich. Vergessen hatte ich nichts. Früher habe ich ihm jeden dreckigen Gefallen getan, nun präsentierte ich ihm die Rechnung, denn jetzt war er an der Reihe, alles zurückzuzahlen. Und das tat er.«

Tief atmete der Anwalt durch. Dann drehte er den Kopf und schaute auf seine Frau.

Mary stand dicht vor der Treppe. Sie hatte die Hände ineinander verkrampft, totenbleich war das Gesicht.

»Ja«, flüsterte Melina, »schau sie dir nur genau an, Sieh hin, denn du wirst sie jetzt zum letzten Mal sehen.«

»Wollen Sie uns töten?«

»Genau das«, erwiderte Edna Carrington. »Sie werden sterben, alle beide. Vor allen Dingen Ihre Frau. Denn sie war dabei gewesen, als man meine Tochter in die Anstalt schickte.«

»Zu recht«, sagte der Anwalt, »sie war wahnsinnig und zu einer Gefahr für die Allgemeinheit geworden. Das mußte geschehen, denn sie hatte den Tod ihres Vaters nicht verkraftet.«

Dumpf klang die Stimme der Frau, als sie sagte: »Damals habt ihr mir meine Tochter genommen. Heute habe ich euch den Sohn entrissen.«

»John!« schrie Mary. »Was ist mit ihm!«

»Er ist ersoffen wie eine elende Ratte, dieser dreckige, miese Bulle!«

»Neiinnn!« Der Schrei der alten Dame zitterte durch die Halle. Mary Sinclair schwankte. Sie preßte ihre Hände gegen die Brust, wo das Herz schlug.

»Mary!« rief ihr Mann. »Mary, ich…«

Er wollte zu seiner Frau eilen, doch Ednas Befehl stoppte ihn. »Ich bin noch nicht fertig, Horace F. Sinclair, du sollst alles wissen. Denke mal nach. Wer war alles damals dabei? Wer hat dafür gestimmt, daß Melina in die Anstalt kam?«

Mein Vater antwortete mit tonloser Stimme. »Der Nachtwächter, dann McGovern, der Küster und meine Frau.«

»Genau, vier Personen.«

»Aber warum habt ihr dann Vic getötet und nicht seinen Vater?«

»Der Alte ist nicht greifbar. Er befindet sich auf einer Geschäftsreise. Wir nahmen ihm den Sohn, denn er hat dafür gesorgt, daß man mir die Tochter wegholte.«

Der Anwalt schüttelte den Kopf. »Das kann man doch alles nicht so sehen…«

»Wir können es!« Die Antwort klang hart, unerbittlich und endgültig.
Horace Sinclair wurde bewußt, daß er mit Gnade nicht zu rechnen hatte.
Wie brutal die beiden waren, hatten die drei Morde schließlich bewiesen.
Horace F. Sinclair war ein mutiger Mann. Das hatte er in seinem Leben schon des öfteren unter Beweis gestellt. Er reckte sich und fragte mit fester Stimme: »Was haben Sie vor?«
Edna zog die Lippen zurück, grinste wölfisch und erwiderte: »Wir werden Sie töten. Ich gebe Ihnen die Kugel, aber Ihre Frau nehmen wir mit. Sie wird Melinas Geheimnis kennenlernen und einen netten Platz auf dem Totenacker bekommen.«
»Sie sind verrückt!« stieß mein Vater hervor.
Edna Carrington lachte böse.
Und Melina sang das kleine Lied. »My Bonny is over the Ocean…«
Ja, Sinclair kannte es. Sie hatte es auch gesungen, bevor sie in die Anstalt eingeliefert wurde. Es war das Lieblingslied des verstorbenen Vaters gewesen. Er hatte es ihr beigebracht, sie den Text gelehrt, und zusammen hatten sie es gesungen.
»My Bonny is over the Ocean«, sagte Edna hart. »Für Sie, Sinclair, wird es die letzte Reise…«
»Nein, bitte, ich…«
Die Frau schoß.
Mein Vater sah vor der Mündung die kleine Flamme. Er wollte es nicht glauben, hörte den Schrei seiner Frau und spürte den Einschlag der Kugel.
In die Brust traf ihn das Geschoß. Er bekam einen furchtbaren Stoß, der ihn durchschüttelte, dabei riß er den Mund auf und holte röchelnd Luft. Plötzlich konnten seine Beine die Last des Körpers nicht mehr tragen. In den Knien knickte er ein, Schwindel erfaßte ihn, das Zimmer drehte sich vor seinen Augen, und er krachte schwer zu Boden, wobei er auf der Seite liegenblieb.
Aus der Schußwunde quoll Blut und versicherte im Jackett des Mannes.
Mary Sinclair hatte den Vorgang mitbekommen. Jede Einzelheit prägte sich bei ihr ein. Sie zitterte vor Angst, dann, als sie ihren Mann fallen sah, öffnete sich ihr Mund.
Der Schrei drang nicht hervor. Zum ersten Mal bekam meine Mutter zu spüren, wie kalt und erbarmungslos Melina Carrington reagieren konnte.
Mit zwei Sprüngen hatte sie die ältere Frau erreicht. Dabei fauchte sie wie eine Wildkatze und zog ihr gefährliches Messer, dessen Klinge noch die Reste des getrockneten Blutes aufwies.
Im nächsten Augenblick zitterte die Messerspitze nur eine

Daumenbreite vor der Kehle der Frau.
»Sei ruhig, Alte!« flüsterte das Mädchen. »Sonst zerschneide ich dir die Kehle!«
Wie sie das sagte, ließ keinen Zweifel aufkommen, daß sie es auch ernst meinte.
Meine Mutter hatte Angst. Sie stand stocksteif da und wagte nicht, sich zu bewegen.
»Alles Okay?« fragte Edna.
»Ja, wir können.«
»Dann laß sie vorgehen.«
Steinern war Mary Sinclairs Gesichtsausdruck, als sie auf die Tür zuschritt. Sie passierte ihren am Boden liegenden Mann und spürte in ihrem Rücken den Druck der Messerklinge.
Horace war tot, John, ihr Sohn, ebenfalls. Lohnte es sich für sie überhaupt noch, am Leben zu bleiben?
»Öffne die Tür!« befahl Edna. Sie ging neben der Frau und hielt ihre Waffe schußbereit.
Meine Mutter gehorchte. Kühlere Luft traf ihr Gesicht, und der Wind brannte in den von Tränen umflorten Augen…

***

Ich hatte alles versucht umsonst.
Jede Möglichkeit wurde von mir ausgeschöpft. Ich tauchte in die Tiefe, gab mir anschließend selbst Schwung, um wieder an die Oberfläche zu schießen. Dabei hielt ich dann die Arme ausgestreckt und rammte die Hände unter die Platte.
Ohne Erfolg.
Sie blieb liegen, bewegte sich zwar etwas, aber ich bekam sie nicht in die Höhe.
Der Luftmangel nahm zu. Klar, daß dieses Polster nicht ewig hielt, der vorhandene Sauerstoff verbrauchte sich eben zu schnell, so daß ich schon die erste Atemnot bekam, als ich es noch einmal versuchte.
Diesmal nahm ich nicht nur die Hände zu Hilfe, sondern auch die Knie.
Ein tiefes Einatmen, das letzte Zusammensuchen der Kräfte, dann los!
Der Eisendeckel bewegte sich. Ich vernahm das Knirschen, spaltbreit wurde er hochgehoben, ich steigerte meine Bemühungen noch mehr und schaffte es nicht.
Der Deckel fiel zurück.
Gleichzeitig tauchte ich unter. Kraftlos, erschöpft. Noch rechtzeitig hatte ich den Mund geschlossen, so daß kein Wasser in meinen Rachen drang.
Noch mit angezogenen Knien trudelte ich dem Grund des Sickerschachtes entgegen. Als meine nach unten ausgestreckte Hand

im Schlamm versank, war das so etwas wie ein Anstoß.
Ich mußte wieder hoch.
Aufgeben! Gib doch auf. Während mich matte Schwimmbewegungen an die Oberfläche brachten, hämmerte die Versuchung in meinem Schädel. Der innere Schweinehund wurde stärker. Sollte ich in diesem verdammten Schacht wirklich mein Leben aushauchen? Was Dämonen und Geister nicht geschafft hatten, das würde eine normale Frau fertigbringen. Mich zu ertränken wie ein Tier, das nicht schwimmen konnte.
Ich schwamm noch. Atemnot peinigte meine Lungenflügel. Ich glaubte schon, sie würden platzen.
Wann endlich kam der Deckel, der so bekannte Aufprall?
Er kam nicht, ich tauchte statt dessen auf, öffnete den Mund und bekam Luft…

***

Fast wäre ich wieder in die Tiefe gesackt, so überrascht war ich.
Soeben noch gelang es mir, die Arme vorzustrecken und mich mit den Fingern am Rand der Grube festzuklammern.
Ich war gerettet. Jemand hatte den verfluchten Eisendeckel von der Schachtöffnung genommen.
Ich atmete durch. Herrlich, wie gut das tat. Meine Lungenflügel schmerzten dennoch entsetzlich. Von allein war die Platte sicherlich nicht hoch gehievt worden. Ich schaute nach links und sah sie.
Iris Carrington!
Sie stand da, schaute auf mich nieder, hatte die Eisenplatte hoch gekantet und weinte.
»Okay, Girlie«, sagte ich, »keine Bange, ich bin wieder fit.« Ich redete bewußt so lässig und gab meine Schwäche nicht zu.
Im nächsten Augenblick erschrak ich, denn Iris war zur Seite gegangen und hatte die Platte kurzerhand fallen lassen. Dann ging sie in die Hocke und half mir aus dem Wasser.
Es gelang erst beim zweiten Versuch. Völlig ermattet blieb ich liegen und erholte mich nur mühsam. Zuerst mußte ich meinen Atem unter Kontrolle bekommen. Als das einigermaßen gelungen war, stand ich auf, wobei ich schwankte wie ein Betrunkener nach einer durchzechten Nacht.
Iris stützte mich. Dabei sprach sie. »Ich habe es nicht gewußt«, schluchzte sie. »Erst heute ist mir klargeworden, welche Bestien sie sind. Ich wußte auch nicht, daß meine Schwester hier ist. Sie haben sie vor mir versteckt, und nachts habe ich immer geschlafen. Vorhin erst entdeckte ich die Tabletten, die mir meine Mutter jeden Abend in das Essen tat. Es ist schrecklich. Bitte, Mr. Sinclair, Sie müssen mir glauben.«

»Ich glaube dir, Mädchen.«

Mittlerweile hatte, ich mich soweit erholt, daß ich wieder allein stehen konnte. »Weißt du, wo sie hingegangen sind?« wollte ich wissen.

»Ich glaube schon. Zu Ihren Eltern!«

Erst jetzt fielen mir die letzten Worte der Frau ein, die ich vernommen hatte, bevor die Klappe zufiel.

Sie wollte die »Alte« töten.

Damit war meine Mutter gemeint.

Ich wußte nicht genau, wie viel Zeit vergangen war, aber große Hoffnung hatte ich nicht.

Nur noch Angst um meine Eltern! »Bleib du hier«, sagte ich zu Iris.

»Ich muß zu ihnen.«

»Aber Sie können nicht…«

»Doch, ich kann!«

Das letzte Wort war kaum ausgesprochen, da rannte ich bereits mit eingezogenem Kopf durch den Keller. Noch immer fühlte ich mich wie mit Luft gefüllt, meine Bewegungen kamen mir schwebend vor, doch das Gehirn arbeitete. Ich spielte mit dem Gedanken, die Polizei anzurufen, kam jedoch davon ab. Bis Sergeant McDuff und seine Leute da waren, hatte ich das Haus auch erreicht.

Die kühle Luft machte mich munter. Zum Glück hatte ich mir den Weg gemerkt, den ich gekommen war. So brauchte ich wenigstens nicht lange zu suchen.

Ich rannte los.

Leider kannte ich keine Abkürzungen, so mußte ich auf dem Weg bleiben und konnte nicht quer durchs Gelände laufen.

Schließlich sah ich das Haus. Licht brannte in den unteren Räumen und über der Eingangstür.

Ich hastete die Treppe hoch. Ein schrecklicher Verdacht stieg in mir hoch, als ich die Tür offen fand.

Ich drückte sie noch weiter auf, bildete selbst einen Schatten im herausfallenden Lichtschein, übertrat die Schwelle und stand in der Diele.

Der Schock traf mich mit der Wucht eines Keulenschlags. Mein Vater war gar nicht zu übersehen. Er lag am Boden, hatte mir sogar das Gesicht zugedreht, und ich sah das Blut, das aus einer Wunde an der Brust sickerte und sich im Jackett verlief. Blaß war das Gesicht meines Vaters, leichenblaß…

Ich unterdrückte einen Aufschrei, war mit zwei großen Schritten bei ihm und ging neben ihm in die Knie.

War er tot?

Die Einschußwunde saß ziemlich hoch, zudem an der rechten Seite, aber trotzdem in der Brust. Ich traute mich kaum, nach seinem

Herzschlag zu fühlen.

Das Herz schlug!

Wirklich, Freunde, es schlug. Mein Vater war nicht tot. Die Kugel hatte ihn nur schwer verletzt.

Ich jagte zum Telefon, jetzt mußte ich sprechen, denn ich brauchte einen Arzt. Und tatsächlich war der Kloß, den ich vorher im Hals gehabt hatte, weg.

Unter dem Telefon lag ein Verzeichnis mit Nummern. Ich fand auch die eines Arztes und drückte mit zitternden Fingern die Knöpfe des Tastenapparats.

Der Mann meldete sich schnell. Ich sagte meinen Namen und wer ich war. Der Doc zeigte sich überrascht und war noch überraschter, als ich ihm erzählte, was vorgefallen war.

»Ich bin in wenigen Minuten bei Ihnen«, erklärte er.

Mir blieb die Wartezeit. Meine Mutter fiel mir ein. Himmel, was war nur mit ihr geschehen? Im Haus hatte ich sie nicht gesehen, sie mußte vielleicht verschleppt worden sein oder?

Ich jagte die Treppen nach oben. Leider kannte ich mich nicht aus, öffnete Türen, warf sie zu, doch meine Mutter fand ich nicht.

Ich lief wieder nach unten.

Mein Vater lag jetzt auf dem Rücken. Hatte er sich von selbst herumgerollt?

Sofort war ich an seiner Seite, kniete mich nieder, schaute in sein Gesicht und sah das Erstaunen in den noch klar blickenden Augen.

»John?« flüsterte mein Dad, »du bist nicht tot?«

»Nein, ich habe es geschafft.«

»Deine Mutter…«

»Was ist mit ihr?«

Das Gesicht meines alten Herrn verzog sich. »Sie…sie haben deine Mutter verschleppt.«

»Wohin, Dad?«

»Zum Friedhof, glaube ich. Es sind Zwillinge. Das Mädchen…hat…ein…« Mein Vater öffnete den Mund. Röchelnd sog er die Luft ein.

»Bleib ruhig, Dad«, sagte ich. »Der Arzt ist bereits unterwegs. Ich habe ihn angerufen.«

»Ja, John…«

Das waren seine letzten Worte. Plötzlich verfiel er, sein klarer Blick verschwamm, und für Sekunden glaubte ich, einen Toten vor mir zu haben. Als ich genauer nachschaute, stellte ich fest, daß er nur bewußtlos war.

Ich stand auf, griff zur Zigarettenschachtel, merkte, daß sie feucht war und schleuderte sie weg. Auch mein Anzug klebte mir am Leib. Es war nur noch ein Lappen. Ich würde mir sicherlich eine Erkältung einfangen, falls ich sie nicht schon hatte.

Endlich hörte ich das Knirschen der Reifen draußen auf dem Belag.

Ein Wagen fuhr an und drehte die Runde, bevor er neben dem Eingang stoppte.

Ich riß die Haustür auf und sah, wie ein älterer Mann das Fahrzeug verließ. Elastisch eilte er die Stufen hoch, nickte mir kurz zu und kümmerte sich sofort um meinen Vater.

»Kann ich gehen, Doc?«

Er schaute mich an und blieb neben der Leiche liegen. »Sie sind der Sohn, nicht?«

»Ja.«

»Es sieht nicht gut aus für Ihren Vater, und da wollen Sie verschwinden?«

»Genau.«

»Und warum?«

»Es geht um meine Mutter, Doc. Ich will nicht, daß sie vielleicht auch noch stirbt. Reicht das als Antwort?«

»Entschuldigen Sie.«

Ich ging und hoffte, daß beide Eltern durchkommen würden…

***

Früher war er mal benutzt worden. Damals hatte Lauder auch nur die Hälfte der Einwohnerzahl aufzuweisen gehabt, da kam man bequem mit einem Friedhof aus. Als dieser zu klein wurde, errichtete man hinter der kleinen Kirche den zweiten Gottesacker.

Der alte Friedhof wurde nie planiert, obwohl die Stadtväter das sogar vorgesehen hatten. Irgend etwas kam immer dazwischen, und später hatte man ihn einfach vergessen.

Als letzter war ein gewisser Jason Carrington dort begraben worden.

Ednas Mann und Vater der Zwillinge, an dem Melina so abgöttisch gehangen hatte.

Seinen Tod hatte sie nie überwinden können. Sie war wahnsinnig geworden, hatte bei der Beerdigung durchgedreht und wurde weggebracht. Später kam sie dann in die Anstalt. Dort hatte sie in einer Zelle gesessen und immer nur stumpf brütend die Wand angestarrt. Sie aß gerade soviel, um nicht zu verhungern, doch ihr Gehirn arbeitete zu der Zeit furchtbare Rachepläne aus.

Vier Leute hatten dafür gestimmt, daß man sie in die Anstalt brachte.

Diese vier sollten sterben.

Allein schaffte sie es nicht, das war ihr klar, deshalb hatte sie ihre Mutter eingeweiht. Sie redete intensiv und lange auf Edna Carrington ein, bis diese schließlich zustimmte. Das Mädchen hatte es geschafft, auch ihre Mutter gegen die Bewohner der kleinen Stadt Lauder aufzuhetzen.

Gemeinsam schmiedeten sie einen Plan, den sie bis zur letzten

Konsequenz durchführten. Melina änderte ihr Verhalten. Sie wurde gehorsamer, fügte sich und bekam schon rasch Vergünstigungen. Sie konnte im Park spazieren gehen, durfte mal in der Küche aushelfen, und selbst die Ärzte wunderten sich über die rasche »Heilung«.

Dabei ahnten sie nicht, daß sich in Melina ein viel größerer Haß aufgestaut hatte als früher.

Schließlich war es soweit. In einer dunklen Nacht sorgte Edna dafür, daß das Mädchen die Zelle verlassen konnte. Natürlich hatte man Melina gesucht, doch Edna hatte für ein gutes Versteck gesorgt, daß ihre Tochter nicht zu finden war.

Die Polizisten zogen wieder ab. Und Melina konnte ihren Rachezug beginnen.

Jetzt befand sie sich wieder dort, wo sie zum ersten Mal durchgedreht hatte. Auf dem Friedhof!

Bei ihr war Edna und das letzte Opfer. Mary Sinclair, die Frau, die ebenfalls dafür gestimmt hatte, sie in eine Anstalt zu stecken. Mit dem Tod sollte sie dafür büßen.

Sie hatten das Grab erreicht. Zu dritt waren sie davor stehengeblieben und Mary spürte den Druck der Mündung in ihrem Rücken. Edna hielt die Waffe fest, während Melina ihr langes Messer ebenfalls nicht aus der Hand gegeben hatte.

»Schau genau hin!« flüsterte sie und deutete auf das Grab, dessen Erde nicht glatt oder eingeebnet, sondern aufgewühlt war. Als hätte jemand auf dem Grab herumgetrampelt.

»Da hat er gelegen!« zischte Melina. »Da hat er gelegen, und ihr seid schuld daran.«

Mary Sinclair hob den Blick. Sie schaute das Mädchen an und auch die gefährliche Messerklinge, die sich nicht weit von ihrem Gesicht entfernt befand.

»Nein, Melina«, erwiderte sie. »Wir tragen nicht die Schuld am Tod deines Vaters. Er ist verunglückt.«

»Ihr hättet ihm eine andere Arbeit geben sollen.«

»Er hat sie sich ausgesucht.«

»Es ist doch egal!« ließ sich Edna vernehmen. »Du kannst Dad nicht mehr lebendig machen, aber wir werden ihn rächen. Hier, heute und jetzt. Auch die letzte muß sterben.«

»Ja, ja, ja!« Melina grinste wölfisch. »Sie wird sterben. Ich will es so!«

Obwohl meine Mutter Angst hatte, hielt sie sich tapfer.

Hochaufgerichtet stand sie da. Ihr Blick glitt an Melina vorbei und erfaßte die hohen Bäume, durch deren. Kronen der Nachtwind fuhr. Der Himmel war dunkel. Er hatte eine schwarzgraue Farbe angenommen. An den Hängen lag der nächtliche Dunst. Nicht ein Stern blinkte am Himmel.

Auch der Mond war nicht zu sehen, dafür türmten sich Wolken auf,

die wie dunkle Ungeheuer aussahen und von den hohen Winden langsam weitergetrieben wurden, hinweg über die Berge in Richtung Meer.

Der Friedhof war ziemlich verwildert. Das Gras wuchs fast kniehoch, Buschwerk hatte sich ausgebreitet, von den meisten Gräbern war kaum etwas zu sehen. Der Boden war feucht. In der Nähe gurgelte der Bach.

Hinter den Gräbern fiel das Gelände etwas ab. Ein Hang führte zum Bachufer hin.

»Hier hat er gelegen«, murmelte das Mädchen und schluchzte auf. »In diesem feuchten Grab, aber ich wollte es nicht. Wirklich nicht. Ich wollte…«

»Sei ruhig, Melina, denk an deine Aufgabe.« Ednas Stimme unterbrach das Mädchen.

Melinas Kopf ruckte herum. »Ja, Mummy«, erwiderte sie. »Daran denke ich immer.« Ihre rechte Hand, die das Messer hielt, stieß vor. Die Spitze deutete auf die Brust meiner Mutter. »Du kommst jetzt mit. Für dich habe ich eine besondere Überraschung!«

Edna Carrington wußte Bescheid, wohin sich ihre Tochter wenden sollte.

Sie stieß mit der Mündung härter zu. Mary Sinclair schritt an dem vor ihr liegenden Grab vorbei.

Dahinter lag ein blühender Unkrautgürtel, jenseits davon fiel der Hang zum Bach hin ab.

Melina ging vor. Sie hatte es auf einmal eilig, weil sie es kaum erwarten konnte, früh genug den Platz zu erreichen, der zu ihren Lieblingsorten gehörte.

Schon bald standen sie am Ufer. Das Wasser hüpfte über hochkant stehende Steine, wurde gebrochen, und auf seiner Oberfläche bildete sich heller Schaum. In Streifen lief er davon, und die kleinen Blasen zerplatzten irgendwann.. Der Boden war naß. In den Trittstellen sammelte sich das Wasser.

Sie wandten sich nach rechts. Parallel zum Ufer gingen sie, und bereits nach wenigen Schritten war der etwas dunklere Hügel zu erkennen, der sich wie ein gewaltiger Ameisenhaufen vom Boden abhob.

Melina lief vor, denn sie hatte es jetzt noch eiliger. Fast wäre sie ausgerutscht. Mit den ausgebreiteten Armen fand sie das Gleichgewicht zurück.

Mary Sinclair ging langsamer. Eine Fluchtchance hatten ihr die beiden Frauen nicht gelassen. Zu nahe war ihr Edna Carrington auf den Leib gerückt.

»Kommt, kommt!« flüsterte Melina heiser. Sie stand neben dem Hügel und konnte es kaum erwarten. Ihr Gesicht leuchtete in der

Dunkelheit wie ein blasser Fleck.

Als Mary Sinclair näherkam, sah sie, daß es kein normaler Hügel war, vor dem sich Melina aufhielt, sondern ein selbst erstellter, gebaut aus Buschwerk, Zweigen und starken Ästen. Ähnlich den Behausungen der Naturvölker.

Sogar einen Eingang gab es. Vor der Öffnung hing ein altes Stück Sackleinen, daß sich im Nachtwind bewegte und dabei seltsame Schatten warf.

Melina hatte ihre rechte Hand in den Stoff gekrallt. Als die beiden Frauen zwei Schritte entfernt waren, riß sie ihn zur Seite und gab eine düstere Öffnung frei.

»Da hinein!« flüsterte sie.

Edna Carrington reagierte. Mit der linken Hand stieß sie Mary Sinclair vor, so daß diese auf die Öffnung zutaumelte.

Dann verschwand sie in der primitiven Behausung.

Im nächsten Augenblick gellte ihr Schrei auf!

Bisher hatte sich meine Mutter beherrschen können, nun war es damit vorbei, denn was sie sah, war so schrecklich, daß ihr Gehirn es nicht fassen konnte.

Trotz der Dunkelheit konnte Mary Sinclair erkennen, daß das Wesen vor ihr ein Mensch war.

Nein, gewesen war, denn nur die Augen schimmerten seltsam hell wie zwei kleine Birnen.

Es war ein Monster, ein Skelett! Oder?

Melina huschte an ihr vorbei. Sie war kaum zu hören, nur ihr Atem flog.

»Gleich«, flüsterte sie, »gleich wirst du ihn genau sehen können. Warte noch, du kannst ihn begrüßen!« Sie kicherte irr.

Ja, sie war wahnsinnig. Sehr deutlich kam dies nun zum Vorschein.

Und Edna Carrington sagte kein einziges Wort. Sie stand stumm hinter Mary Sinclair und hielt die alte Armeepistole in der rechten Hand.

Melina bewegte sich. Etwas ratschte, ein winziges Flämmchen zuckte auf und wanderte weiter, bis es größer wurde und an einem Kerzendocht weiterbrannte.

Meine Mutter konnte nicht viel sehen, denn Melina schritt vor der Kerze her. Abermals zündete sie ein Streichholz an, das gleiche Spiel begann von vorn, und rechts neben dem grausamen Spukbild brannte der zweite Kerzendocht.

Melina Carrington warf das Zündholz zu Boden und drehte sich um.

Sie breitete die Arme aus.

»Da!« rief sie. »Sieh ihn dir genau an. Es ist der, den ihr begraben habt. Mein Vater!«

***

Wieder rannte ich.

Die Kleidung war noch längst nicht trocken. Feucht klebte sie an meinem Körper, aber das waren Kleinigkeiten, um die ich mich jetzt nicht kümmern konnte. Ich mußte retten, was noch zu retten war.

Mein Atem ging keuchend. Es war auch kühler geworden, und ich sah die Wolke vor meinem Mund. Manchmal rutschte ich aus, wobei ich mit beiden Armen ruderte, um das Gleichgewicht zu halten, doch ich blieb auf den Beinen.

Bisher hatte ich den alten Friedhof noch nicht gesehen, sondern nur von ihm gehört. Ich mußte an den unheimlichen Totengräber denken.

Der Fall lag erst kurz zurück, auch er hatte mich auf einen alten Friedhof geführt.[3]

Doch da hatte ich es mit einem Zombie, mit einem lebenden Toten zu tun gehabt, während dieser Fall hier bisher ohne dämonische Einflüsse verlaufen war. So etwas hatte ich selten genug erlebt.

Ich jagte weiter.

Nach weiteren zwei Minuten hatte ich den Rand des Friedhofs erreicht. Ich hörte auch den Bach. Er lag links von mir. Vor mir befand sich der Totenacker.

Am liebsten hätte ich ihn gestürmt, denn ich machte mir schreckliche Sorgen um meine Mutter, und auch das Schicksal meines Vaters wollte mir nicht aus dem Kopf. Deshalb war es schwer für mich, nicht einfach loszustürmen, sondern erst einmal die Lage zu sondieren.

Zur Hälfte hatte ich hinter einem Baumstamm Deckung genommen.

Ein schief nach unten wachsender Zweig strich gegen meine Stirn, und ich bog ihn zur Seite.

Mein Blick tastete sich vor, er glitt über den Friedhof, und ich sah nichts.

Weder von meiner Mutter, noch von Melina und Edna Carrington war eine Spur zu entdecken.

Enttäuschung fraß in mir. Hatte sich mein Vater vielleicht verhört?

Waren die drei gar nicht auf diesen Friedhof gegangen? Wenn das eintreffen sollte, dann war alles umsonst gewesen, denn ich wußte nicht, wo ich sonst noch suchen sollte.

Hinter dem Baumstamm wollte ich nicht mehr bleiben, und so ging ich weiter vor.

Das Gras war feucht und berührte meine Hosenbeine. In der rechten Hand hielt ich die Beretta, hatte den Arm allerdings gesenkt, und die Mündung zeigte zu Boden.

Es war still.

Keine Stimmen, kein fremder Laut, der nicht in diese unheimliche Atmosphäre paßte.

Nur der Nachtwind strich über den alten Totenacker. Er bewegte die Zweige der Bäume, spielte mit den Blättern und rieb sie

gegeneinander.
Geräusche, wie sie normal waren, nicht ungewöhnlich und auch nicht verdächtig.
Es gab noch Grabsteine. Sie waren vermoost und überwachsen, manchmal ragten sie aus der Erde, andere wiederum hatten sich nicht halten können und waren umgekippt.
Die Holzkreuze waren längst verwittert. Wenn überhaupt, sah ich von ihnen nur Fragmente.
Wo konnten sie sein?
Als ich die andere Seite des Totenackers erreichte, hatte ich noch immer keine Spur gefunden.
Enttäuscht blieb ich stehen. Mein Vater schien sich geirrt zu haben.
Meinte er vielleicht doch den anderen Friedhof?
Ich bewegte mich ein paar Schritte auf die Rückseite des Friedhofs zu und blickte einen kleinen Hang hinunter, an dessen Ende der Bach floß.
Dunkelheit. Bizarre Schatten von Büschen und Sträuchern wurden zu unheimlichen Gebilden. Nichts für ängstliche Gemüter.
Dann sah ich das Licht.
Genau rechts von mir schimmerte es. Ein schwacher Schein, flackernd, aber nicht verlöschend, sondern weiter brennend.
Auch glaubte ich Stimmen zu hören. Ich lauschte.
Nein, das war keine Annahme, sondern echt.
Ich hatte sie gefunden!

***

Es war ihr Vater!
Mary Sinclair zitterte plötzlich. Sie wäre am liebsten in den Boden versunken, nur weg von der Stätte des Schreckens, denn was sie hier erlebte, war schlimm. Dieses Mädchen war dem Wahnsinn verfallen, sie spielte mit dem Grauen und konnte nicht mehr unterscheiden, was real und Traum war.
Ihr Vater, Jason Carrington, war ein realer Alptraum!
Das Kerzenlicht fiel von zwei Seiten auf die schaurige Gestalt und leuchtete sie an. Die Flammen brannten nicht ruhig, durch die Ritzen dieser primitiven Hütte flüsterte der Wind, bewegte das Feuer und schuf ein gespenstisches Wechselspiel zwischen Licht und Schatten, das auch auf das Skelett fiel.
Es war ein Skelett, kein Zombie.
Aber ein verändertes.
Melina hatte ihren Vater angezogen. Der Tote trug seine Sonntagskleidung, einen schwarzen Anzug mit feinen, hellen Nadelstreifen. Er war noch nicht völlig verwest, und an manch tiefer liegenden Stellen des Gesichts, waren Klumpen zu erkennen, die einen

widerlichen Verwesungsgeruch abgaben.

Melina hatte den Toten auf einen Stuhl gesetzt, die knöchernen Klauen lagen auf den Lehnen, und die blanken Knochenfinger hatten sich um deren Rand gekrallt.

Mary Sinclair kam es vor, als würde das Skelett sie angrinsen. Das lag an der Mundform und an den noch immer im Oberkiefer steckenden Zähnen.

Mary stöhnte vor Angst und Grauen, während Melina kicherte. Sie war neben dem Skelett stehengeblieben und wiegte ihren Kopf, als würde sie eine ferne Melodie hören.

»Siehst du ihn?« hauchte sie. »Das ist er. Das ist mein Daddy. Auch wenn er nicht mehr mit mir sprechen und singen kann, ist er noch schön.« Sie nickte. »Ja, er ist sehr schön. Ich singe ihm jetzt immer mein Lied vor. Willst du es hören?«

Mary Sinclair schwieg, während eine Gänsehaut über ihren Rücken jagte und sie vor Angst anfing zu zittern.

»My Bonny is over the Ocean - my Bonny is over the Sea…« Das Mädchen sang, und es tanzte dabei, drehte einen Reigen vor dem Skelett, wobei ihr Gesicht einmal vom Licht berührt wurde und dann wieder im tiefen Schatten lag, so daß der glänzende Augenausdruck dabei verschwand. Auch ihre Arme bewegten sich. Das Messer hatte sie nicht losgelassen. Die Finger der rechten Hand umklammerten es, und wenn die lange Klinge vom Lichtschein getroffen wurde, dann blitzte sie auf.

Sie sang und tanzte. Die Haare flogen dabei sie wurden regelrecht abgehoben, und das Mädchen befand sich in einer gewissen Euphorie.

Es war die überschäumende irreale Freude einer Wahnsinnigen.

Urplötzlich verstummte der Gesang. Gleichzeitig blieb sie stehen, verbeugte sich vor der Leiche und drehte sich um.

Ihr flackernder Blick traf Mary Sinclair. »Jetzt bist du dran!« sagte sie mit fester Stimme. »Nun wirst du für das büßen, was du mir angetan hast. Komm näher, Mary Sinclair, er und ich erwarten dich mit großer Freude.«

Die Frau blieb stehen.

»Mach schon!« zischte Edna Carrington und verstärkte den Druck der Mündung.

Das gab den Anstoß. Mary Sinclair schritt auf Melina zu, die sie mit stoßbereitem Messer erwartete. Sie war eine Teufelin, den Maßstab für Recht und Unrecht hatte sie verloren, sie lebte in ihrer eigenen, gefährlichen Welt.

Mary spürte die Angst. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie Todesangst. Ihre Knie zitterten, wollten nachgeben, und das schien auch die hinter ihr gehende Edna Carrington zu merken, denn sie stieß Mary härter an.

»Warum so langsam?« fragte Melina flüsternd. »Freust du dich nicht darauf, ihn in die Arme schließen zu können? Er wartet auf dich.« Sie griff mit der linken Hand zu und hob einen skelettierten Arm des Toten an.

Die knöcherne Klaue fiel nach unten. Es sah aus, als würde der Tote winken.

»Da, er grüßt dich. Er heißt dich willkommen, Mary Sinclair. Umarme ihn!«

Es waren nicht einmal zwei Schritte, die Mary Sinclair von dem Skelett trennten. Stocksteif blieb sie stehen, als sie die Worte vernahm. Es störte sie auch nicht, daß Edna die Mündung hart in ihren Rücken drückte.

»Umarme ihn!« zischte Melina.

»Nein!«

»Hast du nicht gehört?« Edna lachte kalt. »Oder willst du eine Kugel, verdammtes Weib?«

Da senkte Mary den Kopf. Sie schaute auf ihre Zehenspitzen, alles verschwamm vor ihren Augen, und ein Faustschlag traf ihren Rücken, der sie auf das Skelett zutrieb.

Sie fiel gegen den Stuhl; streckte ihre Arme unwillkürlich aus und legte ihre Hände auf die Schultern des Skeletts.

Rauh fühlte sich der Stoff an, und sie sah das halbverweste Gesicht des Toten dicht vor ihren Augen.

Mary Sinclair wurde fast wahnsinnig.

Kreischend lachte Melina. Sie hob einen Arm der Leiche an und legte ihn auf Marys Schulter. Dann lief sie hastig um die Frau herum und machte das gleiche mit dem rechten Arm.

»Sie hat ihn umarmt!« schrie sie in ihrem Wahn. »Sie liebt ihn, sie liebt ihn wirklich…«

Edna Carrington war zurückgetreten. »Jetzt!« keifte sie. »Los, mach es, Melina!«

Das Mädchen fuhr herum. Gebückt blieb es stehen, funkelte seine Mutter an, ein raubtierhaftes Knurren drang aus ihrem halboffenen Mund, die Augen glänzten in einem irren Wahn.

»Jaaaa…!« brüllte sie, hob den rechten Arm und wollte das Messer in den Rücken der Frau stoßen…

***

Ich schoß.

Plötzlich zuckte Melina zusammen. Blut sprudelte aus ihrer rechten Schulter und rann den Rücken hinab. Der Arm mit dem Messer fiel nach unten, ohne daß die Klinge meiner Mutter auch nur die Haut einritzte.

Ich war im rechten Augenblick erschienen. Die Stimmen hatten mir

letztendlich den Weg gewiesen, und so hatte ich diesen schrecklichen Mord an meiner Mutter verhindern können.

Auch ich war geschockt von diesem grauenhaften Anblick, der sich meinen Augen bot.

Meine eigene Mutter in den Armen eines halbverwesten Toten! Das war kaum zu verkraften.

Edna Carrington erfaßte als erste, daß sich die Situation zu ihren Ungunsten verändert hatte. Sie fuhr herum und schwang die Armeepistole. Auf einmal schaute ich in die Mündung und sah das verzerrte Gesicht der Frau.

Sie drückte ab.

Ich war zur Seite gesprungen, die Kugel fehlte, aber sie hätte mich wahrscheinlich auch so nicht getroffen. Edna hatte wohl nie in ihrem Leben geschossen. Sie kalkulierte den Rückstoß der Waffe nicht ein, und beim Abschuß wurde ihr die Hand mit der Waffe hochgerissen, so daß die Kugel durch das dünne Dach der primitiven Hütte in den dunklen Himmel pfiff.

Aber sie schwenkte die Pistole, diesmal richtete sie die Mündung nach unten.

Nahe genug stand sie ja. Mein gezielter Karatetritt hämmerte ihr die Waffe aus der Hand. Sie landete irgendwo, dann war ich bei der Frau, packte sie und schleuderte sie herum. Ich hatte soviel Wucht in die Aktion gelegt, daß Edna Carrington aus der Hütte katapultiert wurde und draußen irgendwo liegenblieb.

Um sie konnte ich mich nicht kümmern. Meine Mutter und Melina waren wichtiger.

Das rothaarige Mädchen mußte einen Schock erlitten haben. Es stand neben der linken Kerze, hatte den Messerarm gesenkt und starrte wie abwesend zu Boden, auf den Blut aus seiner Schulterwunde tropfte.

Meine Mutter hing starr vor Angst bewegungslos in den knöchernen Klauen des Skeletts. Ich schleuderte die Totenfinger von ihren Schultern, packte die alte Dame und wollte sie nach draußen schaffen.

Den Ausgang erreichten wir nicht mehr, denn Melina hatte sich von ihrem Schrecken erholt.

Mit einem irren Schrei auf den Lippen kreiselte sie herum. Das Messer hatte sie in die linke Hand gewechselt.

»Daaaddd!« schrie sie. Und noch einmal. »Daaaddd!«

Der Schrei traf mich bis in den letzten Mark. Ich zuckte zusammen und sah, wie das Mädchen auf ihren toten Vater zusprang. Sie hatte zuviel Wucht in den Sprung gelegt. Der Stuhl mit dem Toten kippte um, und auch die Kerzen blieben nicht mehr stehen. Sie fielen auf die Erde, gleichzeitig geriet ein Teil der Hüttenwand ins Wanken, sehr trockene Zweige lösten sich von der Decke, bekamen Kontakt mit dem Feuer und fingen augenblicklich an zu brennen.

Ich ahnte die Katastrophe und sprang vor.

»Daddy!« Ich hörte ihre Schreie, und plötzlich puffte vor mir eine Feuerwand hoch.

Sie schnitt mir praktisch den Weg zu Melina ab. Ich wollte um die Wand herum, als sich das Feuer bis zur Decke vorgefressen hatte und die Hütte ein einziges Flammenmeer war.

Jetzt galt es, meine Mutter und meine eigene Haut zu retten.

Fluchtartig verließen wir das Inferno.

Draußen empfingen uns dicke, beißende Qualmwolken, die uns fast den Atem raubten. Wir husteten und keuchten, liefen ein paar Schritte, drehten uns dann um und sahen die brennende Hütte.

Es knisterte und knackte. Flammende Scheite flogen in die Luft, begleitet von nachleckenden Feuerzungen und einem glühenden Regen.

Und wir hörten die Schreie.

»Daddy…!« Immer wieder brüllte Melina. Wir sahen sie für einen winzigen Moment in dem Flammenmeer auftauchen. Auch sie brannte, aber sie hatte den Toten nicht losgelassen, sondern sich bei ihm in einer letzten Umarmung festgeklammert.

Dann brachen die Reste über den beiden zusammen, und die Schreie des Mädchens verstummten.

Ich hielt meine Mutter fest. Sie hatte ihr Gesicht gegen meine Schultern gedrückt, weinte und bebte am gesamten Körper. Sie brachte es nicht fertig, in die Flammen zu schauen.

Zwei Schritte neben uns hockte Edna Carrington. Mit leerem Blick starrte sie auf das langsam ineinandersinkende Feuer. Und leise sang sie ein altes Lied.

»My Bonny is over the Ocean…« Melinas Mutter war dem Wahnsinn verfallen…

***

Mein Vater würde durchkommen. Zwei Tage später konnten wir ihn im Krankenhaus besuchen.

Mutter und ich standen neben seinem Bett. Der alte Herr lächelte schon wieder. »Ich habe mir gedacht, daß du so leicht nicht unterzukriegen bist, Junge. Gratuliere.«

»Fast hätten sie mich geschafft. Wenn Iris nicht gewesen wäre, mein Gott…«

»Was geschieht eigentlich mit ihr?« fragte mich meine Mutter. Sie hielt die Hand ihres Mannes.

»Der Pfarrer kümmert sich um sie. Vielleicht kann er ihr eine Lehrstelle beschaffen.«

»Das wäre gut«, sagte mein Vater leise. »Und was ist mit Edna Carrington?«

»Sie ist dort, wo zuvor ihre Tochter war.«

Meine Mutter schüttelte sich. »Schrecklich«, flüsterte sie. »Ich hätte nie gedacht, daß Menschen zu so etwas fähig sind.«

Dazu gab ich keinen Kommentar, denn ich hatte in der Hinsicht meine schlimmen Erfahrungen gesammelt.

Vater wechselte das Thema. »Und wann besuchst du uns mal wieder, Junge?«

»Öfter als früher.«

Der alte Herr kniff ein Auge zu. »Soll ich dir das glauben?«

Ich schaute meine Mutter an und strich ihr über das Haar. »Doch, das könnt ihr mir glauben, ich verspreche es…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 006 »Die Rache der Horror-Reiter«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 176 »Der Pestvogel«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 175 »Der unheimliche Totengräber«